

zum Reinhören:  
<http://www.youtube.com/watch?v=YrcH0KXXVoU>

### Kaiserlied

Gott erhalte, Gott beschütze,  
 unsern Kaiser, unser Land.  
 Mächtig durch des Glaubens Stütze,  
 führt er uns mit weiser Hand.

Nach diesem kleinen Abstecher nun zurück zu unseren Eltern. Mutter hatte natürlich, wie alle ungelerten Zuwanderer, nur als Hausangestellte Arbeit finden können. Ich erinnere mich nach ihren Erzählungen, daß sie im Prater oder in der Praterstraße gearbeitet hat. Einmal beim Fensterputzen sagte sie lachend zu ihrer Kollegin: da geht der "Zwerg" wieder. Unser Vater war sehr klein. Für ihn als Letzten war nicht mehr viel Kraft und Saft übriggeblieben. Sie deutete an, daß sie erst keineswegs in ihn verliebt gewesen war. Aber Frauen kriegen ja selten den Mann ihrer Träume, sondern fallen dem hartnäckigen Belagerer zum Opfer. Aus der sogenannten Brautzeit stammt eine Gruppenaufnahme, die Mutter als junges Mädchen zeigt, mit Tante Emma, Onkel Roman und deren beiden Kindern. Mutter war gut einen halben Kopf größer als Tante Emma und Vater. Sie hatte glatt zurückgekämmtes langes schwarzes Haar. Über einem hellen Kleid trägt sie eine Schürze, wie das damals für den dienenden Stand üblich war. Hinter Mutter steht Onkel Roman mit Schnauzbart und hohem Tschako, ich glaube er war bei der Straßenbahn.

Es muß eine peinliche Entdeckung gewesen sein, als sie im Frühjahr 1914 Mutterfreuden entgegensah. Es ist kaum anzunehmen, daß es sich um eine grollte Familienplanung gehandelt hat, denn geheiratet wurde vorerst nicht. Der Erstgeborene wurde fast ein Christkind, er kam am 21. Dezember 1914 zur Welt und wurde Willy getauft, wie sein Vater.

Am 28. Juni 1914 war der österreichische Thronfolger in Sarajewo ermordet worden. Dann überschlugen sich die Ereignisse. Dem Ultimatum folgte die Kriegserklärung. Voll Begeisterung drängten sich die jungen Leute zu den Waffen. Man rechnete mit den Serben in wenigen Wochen fertig zu sein und fürchtete sonst nicht mehr dabeigewesen zu sein. Nun tobten die Kämpfe schon sechs Monate, die Festung Przemisl war gefallen, später wieder zurückerobert worden.

Am 8. Juni 1916 wurde ich als zweites Kind geboren. Zum heiraten war dies noch immer kein ausreichender Grund. Mutter war so sicher, daß es ein Bub würde, daß sie gar keinen Mädchennamen ins Auge gefaßt hatte. Mein erster Auftritt war schon eine Enttäuschung. Der Bub sollte unbedingt Adolf heißen, also wurde ich kurzerhand als Adolfine auf die Reise geschickt, daheim aber immer nur Dolfi gerufen, wie ein Bub.

Vater war wegen seiner Untergröße vom Militärdienst befreit. Er machte sich als Schuhmachermeister selbständig und man zog von der Treustraße in die Pantzergasse im 19. Bezirk, wo wir dann alle aufwuchsen.

Der fröhliche Feldzug gegen Serbien war in einen Weltkrieg ausgeartet. Jeder Krieg ist schrecklich, aber der erste Weltkrieg mit seinen riesigen Materialschlachten, seinen verbissenen Stellungskämpfen und Giftgas-Angriffen, war sicher eines der schrecklichsten Erlebnisse der Menschheit.

Am 15. August 1917 kam meine Schwester Karoline zur Welt. Nun ging es schon ganz lustig bei uns zu. Noch war man optimistisch, zeichnete fleißig Kriegsanleihe und hoffte auf die Wende. Lebensmittel wurden infolge der Blockade der Alliierten knapp. Wir Kinder verstanden von den schweren Zeiten nichts. Wir lachten und quietschten. Wie unsere Eltern nur allein die Lärmentfaltung aushielten, ist mir heute ein Rätsel. Wenn wir es zu bunt trieben - wir stritten und raufte ständig - griff Mutter energisch ein. Dann blieb es für kurze Zeit still in der Stube, aber nicht lange, wir vergaßen die Ermahnungen sofort, wenn sie uns nicht "händisch" verabreicht wurden, das war die einzige Sprache, die wir "begriffen".

Die Jahre 1914, 1915 bis Mitte 1916 brachten Sieg auf Sieg, bis die schicksalsschwere Wende des Kriegsglückes kam. Der 86-jährige Kaiser erlebte es gerade noch, daß sich das Blatt im Osten abermals wendete und daß der jüngste Gegner, Rumänien, aus Ungarn vertrieben und auf seinem eigenen Boden besiegt wurde, bevor er am 21. November 1916 in Schönbrunn starb. Mit ihm starb der Gedanke der Monarchie.

Das große Morden hörte im Oktober 1918 auf. Ganz Europa lag am Boden. Das große Habsburgerreich war zerschlagen. Die Grenze verlief 100 km östlich von Wien. Die alte Heimat Schlesien wurde zwischen Polen und der Tschechoslowakei aufgeteilt. Selbst Brünn und Lundenburg gehörten nicht mehr zu uns. Alle die ~~Kriegsanleihe~~ Kriegsanleihe gezeichnet hatten waren Bettler geworden; die anderen auch. Die Umstellung war schmerzhaft. Aus den entferntesten Gegenden des früheren Reiches flutete die deutschstammige Bevölkerung zurück; von den Schlachtfeldern die geschlagene Armee. Hunderttausende Soldaten, krank, verstümmelt, gedemütigt. Die Helden von gestern waren für die junge Republik nur lästig. Der Rumpfstaat Österreich war vorwiegend ein Alpenland und unfähig sich selbst zu ernähren, nachdem es von den Kornkammern des Reiches abgetrennt worden war. Hunger, Arbeitslosigkeit, Inflation waren die grausamen Henkersknechte in dieser dunkelsten Zeit unseres Landes.

Es war ein Unglück für unsere Familie, daß weitere Kinder kamen. Erst Emma, dann ~~Frieda~~, die jedoch beide im Alter von 3 bzw. 2 Jahren innerhalb weniger Tage an Gehirnhautentzündung starben. Dieser Geschwister erinnere ich mich vage. Still saßen sie herum, die Haare geschoren, den Kopf mit dicken Krusten bedeckt. Woran ich mich noch gut erinnere ist der Entsetzensschrei, den Mutter ausstieß, als sie eines morgens die Bettdecke wegzog und das zweite Kind tot fand.

Nun hätten wir wieder etwas mehr Platz daheim gehabt, wäre nicht in 1922 Alfred zur Welt gekommen. Ob es unter diesen Umständen für unsere Eltern eine Freude war, daß nach vier Mädchen wieder ein Bub gekommen war, weiß ich nicht. Mutter war durch all das Elend schon sehr geschwächt und Alfred hat etwas davon abgekriegt. Er war nicht wie wir. Immer fror ihn und er weinte viel.

Keines von uns erinnert sich zwar je Hunger gelitten zu haben, aber Tatsache ist, daß Lina und ich Rachitis hatten, die englische Krankheit nannte man das. Ich hatte nach vorne gebogene Beine, Lina einen aufgeblähten Bauch und Wasserkopf. Man brachte uns in ein Spital nach Hollabrunn, wo ich sehr unter Heimweh litt. Ich rief die ganze Zeit: mein armes "Wabi", Weibi nannte man Lina daheim. Ich gab keine Ruhe, bis man sie mir ins Bett setzte und ich sie streicheln konnte. Das gefiel Lina aber nicht, sie hüpfte lieber im gefederten Bett auf und ab.

Unter Fraisen litten Lina und ich auch. Ich weiß nicht, ob es diese Krankheit heute noch gibt. Wir stritten immer um unsere Spielsachen. Wer sie schließlich hergeben musste, bekam aus Zorn die Fraisen. Ich erinnere mich an zwei Anfälle von Lina. Sie wurde blau im Gesicht und steif und rang mit Luft. Interessiert sah ich zu, ob sie wohl endlich ersticken würde, damit ich meine Sachen allein haben könne. Kam sie durch Schläge zu sich und ich musste die Sachen hergeben, fiel ich um.

Zu meinen frühesten Erinnerungen gehört die erste Puppe. Ich war 4 Jahre alt und die Puppe beinahe so groß wie ich. Ich war selig. Drei Schritte weit kam ich damit, dann stolperte ich über mein Schermerl und der Kopf war ab. Ich schrie fürchterlich, meinte ich doch sie umgebracht zu haben. Seitdem habe ich nie wieder mit Puppen gespielt.

Im Jahre 1922 begann ich zur Schule zu gehen. Willy hatte schon ~~xxx~~ ein Jahr hinter sich, Lina folgte ein Jahr später. Wir benützten noch die Schiefertafel mit Griffel und Schwamm. Der angefeuchtete Schwamm hing seitlich von der Schultasche hinaus.

Das war am Morgen immer eine wilde Jagd. Mutter mußte uns buchstäblich aus den Betten schütteln. Dann gab es ein zick-zack bis jeder seine Sachen gefunden hatte. Waschen konnte man das nicht nennen, was wir vollbrachten, eher ein feuchtes Augenauswischen. Ich wusch mich besonders ungern. Nur wenn Handarbeiten am Stundenplan stand, säuberte ich meine Ohren, weil die Lehrerin das kontrollierte und mich an den schmutzigen Ohren zum Katheder hinauszog. Ich haßte sie dafür abgründig. Weil ich sie nicht mochte, konnte ich auch nicht gut stricken. Krampfhaft hielt ich die Nadeln in meinen feuchten Händen, während die anderen schon fleißig damit klimperten. Ich musste meine Arbeit immer wieder auftrennen, weil der weiße Socken schon grau war, davon wurde er aber nicht weißer. Erst als wir im folgenden Jahr eine andere Handarbeitslehrerin bekamen, besserte sich meine Leistung sprunghaft.

Lina und ich mussten noch die langen Zöpfe frisiert bekommen. In der Eile konnte die Mutter da keine besonderen Geschichten machen. Wir schrien schon im voraus, au weh, du reißt, und verzogen die Gesichter, um ihr Mitleid zu erregen. Meist wurde noch untersucht, ob wir wieder Läuse hatten. Um besser sehen zu können, zog uns Mutter zum Fenster, was mich sehr genierte, weil es dann alle Leute sehen konnten. Aber ich hatte es gerne, wenn eine Laus oder Nuß zwischen ihren Nägeln zerkrachte oder sich im Lauskamm fing. Die wenigstens konnte mich nicht mehr beißen. Wenn ich abends eine Petroleumpackung bekommen hatte und morgens keine Zeot mehr zum kopfwaschen und trocknen blieb, rückten die Mitschülerinnen von mir ab oder hielten sich die Nase zu.

Der Buchstabensetzkasten wurde für mich das größte Erlebnis. Sobald ich einmal die Sache begriffen hatte, saß ich mit glühenden Wangen davor und plagte den Vater mit immer längere Wörter anzusagen. Das Wörterbuch ist mir bis heute das interessanteste Buch geblieben.

Zur Schule ging ich immer leidenschaftlich gerne. Am 12. November wurden alle Schüler in den Turnsaal geführt, es war der Republikstag und wir sangen die Hymne nach den Worten des ersten Präsidenten der Republik, Karl Renner's

im Internet zum Reinhören  
[www.youtube.com/watch?v=fzbyTf0OLM](http://www.youtube.com/watch?v=fzbyTf0OLM)

Deutschösterreich, du herrliches Land,  
 wir lieben dich.  
 Hoch von der Alm unterm Gletscherdom,  
 stürzen die Wasser zum Donaustrom.  
 Tränken im Hochland Hirten und Lämmer,  
 treiben am Abhang Mühlen und Hämmer,  
 grüßen viel Dörfer, viel Städte und ziehn  
 jauchzend zum Ziel, unserm einzigen Wien.  
 Du herrliches Land, unser Heimatland,  
 wir lieben dich, wir schirmen dich.

Mutter sah streng darauf, daß wir regelmässig die Sonntags-  
 schule besuchten. Sie selbst hielt viel von Religion und sie nahm  
 mich manchmal in die Bibelstunde mit. Da wurden Texte der Heiligen  
 Schrift ausgeüdet. Ich wunderte mich immer, warum sie der liebe  
 Gott nicht gleich verständlich geschrieben hatte. Ich hatte als Kind  
 eine heftige Abneigung gegen alles was mit der Kirche zusammenhing,  
 weil ich eben diese Geschichten nie begreifen konnte. Wenn ich vor  
 dem Schlafengehn das "Vaterunser" herunterratschte, ermahnte mich  
 Mutter stets daran zu denken was ich da sage. Ich konnte mir aber  
 nur bei "unser täglich Brot gib uns heute" einen großen Laib Brot  
 vorstellen. Bei den zehn Geboten sagte ich immer: du sollst nicht  
 "erbrechen". Sobald die Fürsorgerin der Martin' Lutherkirche, Schwester  
 Olga, uns besuchen kam, verdrückte ich mich sofort. Sie war aus dem  
 Reich und sprach anders als wir. Ich habe lange geglaubt, daß dies  
 die Himmelssprache sei.

Wir hatten daheim eine große Truhe mit gewölbtem Deckel,  
 in der die Wintersachen eingemottet wurden. Wenn diese Truhe zu  
 Beginn der kalten Jahreszeit geöffnet wurde, waren wir schon tagelang  
 in Spannung. Es war wie ein Vorweihnachtsfest. Die Wollsachen waren  
 über und über mit Naphtalin bestreut, wie mit glitzernden Schnee-  
 flocken. Wir liebten den Duft, obwohl er in der Nase und auf der  
 Zunge brannte. Es war eine richtige Schutztruhe. Bäuchlings kippten  
 wir den Oberkörper tief hinein, die Beine in der Höhe wie Max und  
 Moritz in der Mehltonne, um zu sehen was ganz unten lag. Am Boden  
 der Truhe war meine Puppe mit dem abgeschlagenen Kopf und erinnerte  
 mich an mein Verbrechen. Ich schrie wieder auf.

Nach der Schule gingen wir mit der Menageschale in die  
 öffentliche Ausspeisung. Am Weg wurden Kämpfe mit Bubenbanden aus-  
 gefochten. Den Löffel durch den Henkel des Reindl gezogen, stellte  
 es ein vorzügliches Dampfmittel dar. Viele Löffel wurden dabei ab-  
 gebrochen und die Reindl waren stets löchrig. Mittwoch gab es Kakao  
 und Marmorkuchen, da hatte ich alle Hände voll zu tun, die Löcher  
 zuzuhalten.

Ich war ein schreckliches Kind, nicht zu bändigen. Ich liebte es nicht unter dem Kleid ein Höschen zu tragen. Als ich mich im Turnen einmal kühn auf den Ringen schwang und dabei alle mit dem nackten Popo photographierte, stoppte der Lehrer das Karussell. Die Buben lachten, blöde Kerle, hatten sie sowas noch nicht gesehen? Hatten sie keine Schwestern?

Mit zehn Jahren kam ich mit Scharlach ins Wilhelminenspital. In der Aufnahmestation zogen sie mir alle Kleider aus, wickelten mich in ein Leintuch und Decken und ein Mann trug mich auf dem Rücken durch den weiten Garten zum Scharlachpavillion. Das war schön. Wir schliefen in den klaren Dezemberrächten auf der offenen Veranda, gut eingewickelt und darüber eine Plache. Oft hatte es den Schnee bis auf unsere Betten geweht. Seither wünsche ich mir oft wieder im Freien zu schlafen, um die vielen Sternschnuppen zu sehen, die im Winter vom Himmel fallen. Leider hatte ich mir beim Herumtollen am Steinboden eine Nierenentzündung geholt und bekam Schwitzbäder verordnet. Das war eine Qual, nach einem heißen Wannenbad eine halbe Stunde wie eine Mumie in Decken eingewickelt zu liegen, fast immer hatte man ein Haar im Mund.

Das Weihnachtsfest verbrachte ich im Spital und wurde dazu aufgerufen in einem kleinen Theaterstück mit einem Buben zusammen ein Ehepaar zu mimen. Der Primarius mit allen Ärzten und Gefolge waren das erlesene Publikum. Damals hatte ich kein Lampenfieber. Ich trug einen Zwicker auf der Nase und tat als ob ich nähte. Auf eine Bemerkung meines Mannes hatte ich etwas zu sagen, was große Heiterkeit hervorrief. Ich ließ mich aber nicht irre machen, sondern entledigte mich meiner Aufgabe mit großem Ernst und Eifer. Der Herr Primarius schwang mich mit ausgestreckten Armen hoch in die Luft, ich schrie aus Leibeskräften. Da ließ er mich hinunter und küsste mich. Das war mein erfolgreiches, einziges Auftreten als Schauspielerin.

Als ich nach sechs Wochen heimgehen durfte, holte mich die Mutter mit einem neuen Wintermantel ab. Entweder hatte sie ein so schlechtes Augenmaß, oder sie war so optimistisch zu glauben, daß ich da bald hineinwachsen würde. Der Mantel reichte mir bis zu den Knöchel und war auch viel zu weit. Wenn sie mich an der Hand führte, rutschte mir der Mantel die andere Schulter hinunter. Ich fühlte mich in dem Gehäuse nicht wohl, aber Mutter sagte, ich müsse es jetzt ganz warm haben, sonst würde ich wieder krank. Es war das erstemal, daß ich etwas ganz neues anhatte, sonst trugen wir ja nur geschenkte, abgetragene Kleider anderer Kinder. Trotzdem freute ich mich nicht.

Die Straßen schienen mir fremd und auch die Geschwister. Ich hatte kaum Zeit mich daheim einzugewöhnen, denn man steckte mich zur Erholung sofort in ein Kinderheim am Wolfgangsee. Dort reihte man mich wegen meiner Statur den ganz Kleinen zu, die noch kaum richtig reden konnten. In Zweierreihn führte man uns ganz langsam bis zum Waldrand und zurück und ich war es doch gewohnt den ganzen Tag herumzulaufen. Was mir den Aufenthalt dort speziell verleidete war, daß ich zum Gabelfrühstück und Jause je ein dickes Marmeladebrot hätte essen sollen, früher durfte ich nicht weg. Trocken hätte ich das Brot gegessen, aber mit Marmelade brachte ich es nicht hinunter. Ich verabscheue bis heute Süßigkeiten in jeder Form. Ich schob das Marmeladebrot unter das Kleid und warf es draußen weg. Ich war sehr unglücklich dort, zählte die Tage, weinte viel und kam noch elender heim.

Noch ein Unglück traf mich dieses Jahr. Es waren einige Fälle von Infektionskrankheiten in der Klasse vorgekommen. Dann kam der Sanitätswagen und spritzte den Klassenraum tüchtig aus, das roch so komisch. Der Lehrer ordnete an, daß ich die Schule auf der Stelle verlassen müsse und nicht vor zehn Tagen wieder erscheinen solle. Heulend lief ich nachhause. Vor Schluchzen konnte ich kein Wort heraustragen, sodaß Mutter gleich mitweinte, ohne schon zu wissen was Schreckliches passiert sei. Ich darf zehn Tage nicht in die Schule kommen und gerade jetzt, wo wir Algebra lernen, da werde ich dann nicht mitkommen. Mutter war sichtlich erleichtert und nahm das auf die leichte Schulter. Meine Geschwister beneideten mich, so ein Glück hatten sie nicht.

Wegen der vielen versäumten Schulstunden hätte ich eigentlich repetieren müssen. Der Lehrer sprach mit der Mutter und meinte, ich würde das leicht später aufholen. Dann kam aber der Wechsel der Schule, die anderen Lehrkräfte und Mitschülerinnen und ich hatte anfangs Schwierigkeiten. Im ersten Halbjahr brachte ich sieben "befriedigend" heim. Ich schämte mich sehr und verbot Mutter strenge Jemandem von meiner Schande zu erzählen. Bis zum Schulschluß hatte ich mich auf drei Dreier verbessert, dann ging es rasch aufwärts, ich war sehr ehrgeizig.

An Sonntagen, wenn das Wetter halbwegs war, zogen wir mit dem Leiterwagen, mit Fleischlabern und Gurkensalat ausgerüstet, in den Wienerwald, um Holz für den Winter zu holen. Die Kleinsten durften im Wagen sitzen, am Heimweg ~~trahnten~~ trahnten sie am Holzstoß. Wir hatten schon unseren Wald. Es ist zwar weit bis zum Sauberg, aber wir waren alle gute Geher. Über Sievering zogen wir den Spießweg entlang, die

Serpentinen hinauf zur Rohrerwiese, am Forsthaus vorbei, das mir immer wie verzaubert vorkam. Beim Grüß-di-a-Gott Wirt wurde auf der Wiese kurze Rat gemacht, dann ging es ein Stück bergab, bis wir uns rechts den Berghang hinaufarbeiten mussten.

Einmal im Monat gingen wir zur Kontrolle in die Lungenfürsorge in die Ruthgasse. Zitternd standen wir mit herabgelassenem Hemd vor dem Arzt, der, den Zwicker auf der Nasenspitze, der Schwester Unverständliches diktierte. Dazwischen sagte er immer: dreh dich um, kleiner Frosch. Wir liessen diese Prozedur stumm über uns ergehen, weil er uns dann regelmässig Lebertran verschrieb, was wir zu unserem Glück alle sehr gerne nahmen. Die Flasche wurde daheim sofort in einen Suppenteller geleert, gesalzen, Brot eingebröckelt und ausgelöffelt.

Donnerstag Nachmittag war für die Evangelischen immer Religionsunterricht. Das war zwar lästig, wir fanden uns aber doch zu gegebener Stunde in der Vormosergasse ein. Unser Lehrer in all den Jahren war Herr Schuh. Er war kein Fanatiker, sondern führte die kleine Herde mit leichter Hand. Meist beobachteten wir ihn, wenn er in der Nase bohrte und das Gefundene dann in den Mund steckte. Wir ahnten das zwar nie nach, aber es war spannend, würde er oder würde er nicht.

Trotz aller Plackerei mit uns glaube ich doch, daß es auch für unsere Eltern die schönste Zeit war, als wir Kinder waren. Als Mutter noch gesund war, hatten wir eine wunderschöne Kinderzeit. Wenn die Jüngeren aus dem Kinderhort und wir aus der Schule heimkamen und abends abgespeist waren, saßen wir um sie herum und sie erzählte uns Märchen, die meist im Riesengebirge spielten. Mutter sprach, zum Unterschied vom Vater, mit einem Akzent, sie hat nicht geböhmakelt, es war aber doch deutlich von wienerisch zu unterscheiden.

In unserer Kinderzeit gab es in Döbling noch viele ungebauete Gründe und Gärten. Für uns wichtig war vor allen Dingen das Panzerfeld. Bald verschwand ein Spielplatz nach dem anderen, um Gemeindebauten Platz zu machen. Als man den Grund aushob für den Jodlhof, ärgerten wir einen betrunkenen Arbeiter, er warf uns einen Stein nach. Ich sah mich um, batsch, hatte ich ihn im Gesicht. Ich spürte die Nase garnicht, aber blutete so stark, daß ich mir die Hände wie Schalen darunterhielt und heimrannte, damit ich die Nase nicht verliere. Hätte ich den Stein am Hinterkopf bekommen, wäre der Schaden vielleicht größer gewesen.

Dies ist der Jodl-Hof, der in den Jahren 1925-1926 auf dem ehemaligen Pantzerfeld entstanden war. Die Grundausshebung für den Gebäudekomplex erfolgte damals nicht mit Baumaschinen, sondern händisch. Die Arbeitskraft war billig in den Jahren der tiefsten wirtschaftlichen Depression. Hier war es, wo mir ein betrunkenener Erdarbeiter, den wir ärgerten, einen Stein nachwarf. Das Gelände war zuvor unser bevorzugter Spielplatz gewesen. Auch der stark eingeschränkte und verbetonierte Raum bot uns noch viel Aktionsmöglichkeiten. Auf der glatten Straße lief der Reifen gut. Es gab kleine Parkanlagen und Sitzplätze. Man konnte auf der Mauer spazieren, um den Leuchtturm kraxeln. Im ersten Stock des linken Hauses wohnte ein Liliputaner; im sechsten Stock des Mittelturmes meine Schulkollegin Gräte Graf. Wie man sieht gab es noch keinen Verkehr. Und am 1. Mai schwamm alles in roten Fahnen, das gingen wir gerne ansehen.

Jetzt gibt es statt der Grünanlagen eine  
Feldbahn zur Brücke und Adalbert  
Stiftungshaus.

Auch wo heute auf der Heiligenstädterstraße der Ditteshof steht, waren zu unserer Zeit noch hohe Lehmhügel und Höhlen, wo man herrlich Versteckspielen konnte. Dort gruben wir auch den Lehm für Umschläge, wenn eines von uns Fieber bekam. Einmal passierte dort ein gräßlicher Unfall. Ein Arbeiter wurde beim Baumwurzelausgraben durch nachrutschende Lehmmassen verschüttet. Seitdem war uns der ~~Sank~~ Spielplatz nicht geheuer.

Wir streiften in ganz Döbling herum. Kannten jeden Zuckerapferlbaum, Maulbeerbaum, Asperlbaum. Wir wussten wann der Birnbaum in der Kreindlgasse seine reifen Früchte abwarf, kannten den Standort jeden Nussbaumes in Döbling und den jeder Eibe, deren Früchte wir ebenfalls vernaschten. Wir sammelten ausgespuckte Marillenkerne, schlugen sie mit einem Stein auf und verspeisten das Innere, die bitteren warfen wir weg, Wir sammelten weggeworfene Bensdorf-Schneifen für 200 Stück bekamen wir eine Tafel gratis. Unser Revier erstreckte sich bis zum Sommerhaidenweg und schloß später den ganzen nördlichen Wienerwald ein. Alles Genießbare gehörte uns und jede Saison hatte etwas für uns in der Tasche.

Einmal fand ich einen Luftballon und versuchte vergeblich ihn aufzublasen. Als Willy mich damit fand, schimpfte er und sagte: schmeiß das sofort weg und heb' nicht jeden Dreck auf, du Schwein. Nanu, der wurde wohl plötzlich fein?

Der Zuckerbäcker Rosenberger auf der Döblinger Hauptstraße war ein beliebtes Nahziel für unsere Spaziergänge. Herr Rosenberger war so unbeschreiblich dick, wie ich noch nie einen Menschen gesehen hatte, aber er hatte ein Herz für Kinder, keines kam wohl je umsonst hin, wenigstens ein 1-Groschen-Manderl schenkte er her. Ich lehnte einmal an seinem Fensterbrett und drückte meine Nase an die Scheibe. Kam eine feine Dame und fragte: na, Kleine, was wünschst du dir denn? Ich hatte meine begehrlchen Blicke auf das Prunkstück der Auslage gerichtet, einen Bierwagen mit Pferden und Kutscher und lauter süßen kleinen Fasserln am Wagen. "Ein Faßerl" antwortete ich. Die Dame führte mich an der Hand in den Laden und fragte Herrn Rosenberger, ob wir eine Fasserl haben können. Ich war selig. Hoffentlich habe ich mich in der Eile wenigstens artig bedankt. Nein, sonst will ich garnichts, rief ich noch zurück.

Bei vielen Kindern gibt es auch immer viele Aufregungen. Einmal wurde Lina von einem Auto niedergestossen. Wir hatten gerade die Sonntagsschule in der Gymnasiumstraße verlassen, da riß sie sich von meiner Hand und rannte über die Straße. Ein Taxi erwischte sie am Stöckl und da lag sie ausgestreckt und rührte sich nicht.

Als ich sie später fragte was sie sich dabei gedacht habe, antwortete sie, sie war überzeugt sie könne über das Auto springen. Der Taxichauffeur raufte sich die Haare, er jammerte, das könne ihn die Konzession kosten. Im Wagen saß ein junges Paar mit einem großen Hund, vor dem ich mich fürchtete. Wir fuhren ins Spital der Israelitischen Kultusgemeinde am Währinger Gürtel. Dort wurde Lina untersucht, sie musste auf- und ab spazieren, alles funktionierte, erstaunlicherweise war ihr nichts passiert. Als wir heimkamen, gab ihr Vater eine riesige Watschen.

Fredy fiel mir einmal aus dem Kinderwagen, den ich spaßhalber allein die Glatzgasse hinunterrollen ließ. Jahre später wurde er von einem Fahrrad niedergestossen. Ein Polizist kam zu den Eltern, um den Unfall zu melden. Mutter schrie: mein Fredy, mein Fredy. Er hatte drei Löcher im Kopf und war einige Wochen im Spital.

Als Herbert zu laufen begann, machte er sich sofort auf eine Forschungsreise. Der Wachmann an der Kreuzung nahm ihn auf die Polizeistube mit, weil er nicht sagen konnte wem er gehört. Wir waren in ziemlicher Aufregung, bis ich ihn schließlich am Polizeirevier in der Gymnasiumstraße fand. Die Wachmänner hatten ihm Zuckerln gegeben, er sah ihnen zufrieden beim Schachspiel zu und wollte nicht heimgehen.

Natürlich hatten wir alle Kinderkrankheiten, einzeln, gemeinsam oder hintereinander. Scharlach, Keuchhusten, Diphtherie. Sonst nur aufgeschlagene Knie, Fieber, Durchfall, Ohrenstechen. Ich habe seit meiner Kindheit eine Narbe über dem linken Auge. Das stammt daher, daß ich mit voller Wucht gegen die Verzierung einer Gaslaterne rannte. Ich ging mit Mutter auf der Döblinger Hauptstraße, den Kopf wie gewöhnlich nach <sup>zurück</sup> rückwärts gewendet. Als Mutter mich ängstlich warnend anrief, meinte ich ihr folgen zu sollen, nahm ohne zu schauen einen gewaltigen Anlauf und rammte meine <sup>Stirne</sup> Stirne hinein. Noch heute fühle ich eine Empfindlichkeit dort, der Stirnknochen ist verletzt.

Von Ärzten hielt unsere Mutter sehr wenig. Als sie ein Drüsengeschwür am Hals bekam, behandelte sie es zwei Jahre mit einer selbstgemachten Zugsalbe. Es heilte wohl, hinterließ aber eine häßliche Narbe. Nach einer schweren Venenentzündung, die ebenfalls unbehandelt blieb, behielt sie am Oberschenkel eine 2-3 kg schwere Beule, sodaß sie den Fuß etwas nachzög. Es muß sehr schmerzhaft gewesen sein, weil sie oft aufrief: oh weh, mein Tippel. Aber zum Arzt ging sie nicht.

Auch wir wurden nur mit Sympathiemittel kuriert. Bei Fiber bekamen wir einen Umschlag aus feuchtem Lehm, der bald austrocknete und hart wie ein Panzer wurde. Bei Halsschmerzen mussten wir den Urin eines anderen trinken, das war angeblich ein unfehlbares Mittel. Wir sind trotzdem gesund geworden.

Am Fenster in einem großen Gurkenglas wurde ein Essigschwamm gezogen, ein weiteres Mittel aus Mutters Apotheke, er ergab ein angenehm säuerliches Getränk.

-ooOoo-

Während wir weiterwurschtelten so gut es eben ging, begann sich die Szenerie um uns rasch zu ändern. Der Schönbrunner Schloßpark, der Burggarten und der Belvederegarten wurden dem Publikum zugänglich gemacht. Ab 1. März 1925 galt der Schilling als neue Währung, die Krone war abgeschafft. Auch der Reisepass wurde eingeführt, so relativ jung ist diese Errungenschaft. Ebenfalls in 1925 bekam Wien die Stadtbahn. Ein großer Fortschritt für Wien war die Einführung des Stadtgases. Ich erinnere mich genau, als Mutter erstmals den Gasstrumpf entzündete. Geblendet starrten wir in unsere grünlichen Gesichter und waren entzückt. Nun konnte man abends noch lesen, ohne um einen Platz an der Petroleumlampe kämpfen zu müssen, oder daß einem jemand im Licht stand. <sup>Ein</sup> Zylinderputzen mehr, welche Wohltat. Bald setzte der Gasrecheud und das separate Gasbackrohr den Kohlenherd zumindest im Sommer außer Gebrauch. Aber erst mit der Elektrifizierung ist es tatsächlich hell geworden auf der Welt.

Auch an die ersten Radios erinnere ich mich. Es waren Ungetüme, gaben meist nur krächzende Geräusche von sich und hatten oft "fading". Jeder Mann mit einigem technischen Verständnis bastelte sich selbst einen Detektor. Dann kam das Kino auf. Wieviele schöne Stunden verdanken wir dieser Zauberkunst. Sie hat meinen Horizont unendlich erweitert. Mutter nahm mich erstmals in einen Kulturfilm mit "Weiße Schatten". Die Filme waren noch stumm. Der Horst Pepi vom 9er Haus sorgte im Weltbiographkino auf der Billrothstraße für die Geräuschkulisse. Er spielte Geige, während ein zweiter Bursch nach Bedarf das Klavier bearbeitete. Während der Pausen, in den die Filmrollen gewechselt wurden, spritzte der Billeteur Waldesdurft in den Saal. Unsere Götter waren Charley Chaplin, Harry Piel, Harold Lloyd, Tom Mix, Asta Nielsen. Für mich ist bis heute Greta Garbo die unerreichte geblieben.

Jeder Fortschritt hat seinen Preis. So sind einige alte Häuser, Plätze und liebgewordene Typen aus dem Stadtbild verschwunden. In unserer Kinderzeit kam noch der Laternanzünder. Sobald es zu dämmern begann, sah man ihn im weißen Mantel, die kurze Weite über der Schulter, die Straße entlang kommen. Wenn der Spritzwagen kam, hielten wir die Kleider hoch und ließen uns die Beine anspritzen. Sauberer wurde man dadurch nicht, denn erst einmal wirbelte es den Staub richtig auf, aber es machte unerhörten Spaß. Starke Gewitter waren uns hochwillkommen. Barfuß standen wir wartend da, bis der ärgste Guß nachgelassen hatte, dann wateten wir schon im Rinnsal, der knöchelhoch Wasser führte, besonders wenn die Kanalgitter verstopft waren, wofür wir schon sorgten. Wie oft haben wir uns da einen Glasscherben eingetreten oder einen Nagel, dann bekamen wir noch ein Kopfstück dazu.

Kirtag im Liechtenthal oder am Kalvarienberg waren Feste, mit gesponnenem Zucker und türkischen Honig. Aber noch unvergleichlich schöner waren die Fronleichnamsprozessionen. Wir liefen von der Liechtenthaler- zur Canisiuskirche, um ja nichts zu versäumen, denn da marschierte immer ein Trupp Soldaten mit, die vor jedem Hochaltar Salut abfeuerten. Man muß sich die Ohren zuhalten, sagt Mutter, sonst platzt das Trommelfeld, aber ein wenig riskierte man es, es ging durch Mark und Bein. Am darauffolgenden Sonntag war der Umgang des Klosters in der Hofzeile, da fehlten wir nie, denn er war ganz besonders schön, mit den vielen weißgekleideten Mädchen, Blumenkörbchen tragend, mit Kränzlein im Haar.

Es kam auch noch der Mistbauer im offenen Wagen, dessen hohe hölzerne Seitenwände wie ein Riesentrichter aussahen. Ein Mann lief mit der Mistbauernglocke voraus in die Häuser, um ihn zu avisieren, damit die Hausfrauen Zeit hatten ihre Abfälle von den Stockwerken hinunter auf die Straße zu bringen. Dann kam das Pferdefuhrwerk heran, oben stand der Mistbauer, dem man die offenen Behälter abgewandten Gesichts hinaufreichte, damit einem nichts in die Augen geriet. Er leerte die Asche mit ho-ruck auf den Haufen und watete darin herum. Später kam er mit seiner übelriechenden Staubwolke auf der anderen Seite der Straße zurück. Vor jedem Haus standen die vollen oder leeren Misttrücherln, es ging noch ein wenig orientalisch zu damals in Wien. Ich denke dabei auch die die vielen fliegenden Händler, wie Bandelkramer, Messerschleifer, Lumpensammler, Kessel-flicker und das Lawendelweib, die sich mit melodischem Singsang annoncierten. Manche Frauen gingen damals noch mit Schlafrock und Hausschuhen in der früh die Milch und Kipferln holen, das war noch

Dem Mistbauern weine ich nicht nach. Weniger gerne vermisse ich den Leiesmann, der in unserem Hausflur sein vorübergehendes Domizil aufschlug. Er war Kriegsinvalid, hatte einen Arm verloren und trug einen gezwirbelten Schnurrbart. Batsch, batsch, fielen die in Zeitungspapier eingewickelten Geldstücke auf die Straße und die Fensterbretter bevölkerten sich mit Lausdhern. Mit "danke bestens, danke sehr" und einem Schwingen seines Käppels verabschiedete er sich, um eines Tages nicht wiederzukehren.

Ich liebte es, wenn ich im Winter mitgehen durfte zur Brigittabrücke, wo die Äpfel-Schleppkähne aus der Slowakei anlegten. Über einen Brettersteg ging man direkt aufs Schiff. Von überall lachten uns die roten Maschenker an. Wir herrlich roch es da. Ich durfte gleich einen essen. Sie waren kalt, daß einem die Zähne wehtaten und das Nasentröpfel rann. Kommt es mir nur so vor oder waren die Winter damals kälter? Es muß wohl so gewesen sein, denn der Eisstoß auf der Donau kam oft bedenklich nahe an die Stadt heran, einmal sogar bis zur Floridsdorfer Brücke. Vater nahm mich mit das zu sehen. Meterhoch türmten sich die Eisschollen. Die Brigittabrücke über den Donaukanal wurde 1927 umgebaut. Dann hieß sie Friedensbrücke, warum?

Eine große Umstellung in Familie und Haushalt begann sich anzubahnen. Die Frauen traten massiv in den Arbeitsprozess ein. Massgebend dafür war die beginnende Industrialisierung. Die Mädchen gingen lieber in die Fabrik, dann waren sie abends frei. Es wurde immer schwieriger Hauspersonal aufzutreiben. Die Frauen wollten nicht mehr die Sklavin der Gnädigen sein oder eines Mannes. Andererseits waren sie wegen Arbeitslosigkeit des Gatten gezwungen einem Verdienst nachzugehen. Für sie war es mitunter leichter Arbeit zu finden, weil man ihnen für die gleiche Arbeit nicht die gleichen Löhne zahlen musste. Da die Frauen nun berufstätig wurden, musste der Haushalt vereinfacht werden. Jetzt konnte man Teigwaren fertig kaufen, brauchte sie nur in Salzwasser aufkochen. Aber man war bald als faul verschrien, wenn man sich ihrer bediente, sie waren auch noch teuer. Gänse und Enten kamen schon gerupft auf den Markt, welche Arbeitersparnis. Die Wäsche gab man in die "Habsburg" und holte sie schrankfertig ab. Um konservativen Hausfrauen den Waschttag zu erleichtern, propagierte man "Wasche mit Luft", das war ein Stössel mit einer Gummiglocke. Von der Not diktiert und infolge beginnender Aufklärung wurden Großfamilien weitgehend vermieden. Jeder las das Buch von Van de Velde und wusste Bescheid über die fruchtbaren und unfruchtbaren Tage der Frau.

Täglich hörte man von neuen Erfindungen. Der Wert der Vitamine wurde entdeckt und die Schädlichkeit zu üppigen Essens. Auch die Mode hatte sich grundlegend geändert. Die Charleston Kleider waren ärmellos, einfach im Schnitt und sehr kurz. Man ließ die staunende Männerwelt die Beine bis zum Knie sehen. Dazu trug man lange Perlenketten, mit denen man kokett spielen konnte. Nun konnte man laufen, sich bewegen, dem Mann eine Kameradin sein, Sport betreiben. Der Bubikopf und Pagenschnitt verjüngte die Damenwelt.

Mutter überraschte uns eines Tages damit, daß sie sich den schwarzen Zopf, der ihr bis in die Kniekehle reichte, einfach mit der Schere abschnitt. Da wollten wir natürlich auch keine Zöpfe mehr tragen. Frauen begannen nun auch zu studieren. Sie gewannen als Filmstars Ruhm, Sex Appeal nannte man das.

Wir wuchsen als Kinder mit all diesen Neuerungen auf und nahmen sie für selbstverständlich. Ein Ereignis ist mir aber lebhaft in Erinnerung. Jemand schrie auf der Straße: ein Himmelsschreiber. Wir stürzten hinaus und wirklich, am tiefblauen Himmel erschien eine weiße Schrift. Mutter dachte sofort an Geschichten aus dem alten Testament und war überzeugt, das sei der Weltuntergang. Dann buchstabierten wir: PERSIL. Komisch, ausgerechnet Persil schrieb die Hand Gottes am Himmel? Dann erkannten einige ganz hoch ein Flugzeug, das war eine unbekannte Erscheinung am Himmel damals. Sehr beeindruckt war ich vom Besuch des Zeppelin im Jahre 1929. Wie eine riesige Zigarre zog er lautlos am Himmel.

Politisch war es eine wirre Zeit für Österreich. Die Parteien zerstritten sich und am 17. Juli 1927 war der Bürgerkrieg mit dem Brand des Justizpalastes am Höhepunkt. Ich war damals 11 Jahre alt und weiß nurmehr, daß wir nicht auf die Straße durften. Dann kam die Vaterländische Front mit dem Kruckenkreuz als Symbol an die Ruder und Österreich bekam eine neue Hymne, zu singen nach der Melodie des Kaiserliedes:

Sei gesegnet ohne Ende  
 Heimaterde wunderhold.  
 Freundlich schmücken dein Gelände  
 Tannengrün und Ährengold.  
 Deutsche Arbeit, ernst und ehrlich,  
 deutsche Liebe zart und rein,  
 Vaterland, wie bist du herrlich,  
 Gott mit dir, mein Österreich.

zum Mitsingen:

<http://www.youtube.com/watch?v=Ntdl89baVDY>

Das Luftschiff „Graf Zeppelin“ ist heute gegen halb 6 Uhr abends von seiner Österreichfahrt nach Friedrichshafen zurückgekehrt und um 6 Uhr 50 Minuten auf dem dortigen Wertgelände glatt gelandet. Dr. Ekener und die Passagiere äußerten sich begeistert über die vierzehnstündige Exkursion, in deren Verlauf die silbergraue Zigarre gestern um 9 Uhr 20 am regengrauen Himmel über Wien aufgetaucht war. Sie fand bei den Wienern ein herzliches Willkommen. Der „Graf Zeppelin“ war von Friedrichshafen nach vierstündiger Fahrt über Wien erschienen, hatte hier eine regelrechte Verbeugung gemacht, Blumenbukette abgeworfen und vier Postbeutel zur Erde geschickt, die auch richtig gefunden und durch die nächsten Ämter weiterexpediert wurden. Nach dem ersten Besuche Wiens wandte sich das Luftschiff nach Südosten und kam gegen  $\frac{3}{4}$  11 Uhr in die Höhe der steirischen Hauptstadt.

Der Tag  
3. Mai 1929

Unsere Eltern haben leider Van de Velde nicht gelesen. Denn in 1924 kam Hermine zur Welt, Herbert 1925. Mit Mutter ging es rapid bergab. Ein Alptraum unserer Kindheit waren die Waschtage. Hätten wir es uns damals leisten können die Wäsche außer Haus zu geben, vielleicht wäre alles anders gekommen. Obwohl wir größeren helfen mussten die Wäsche einseifen, Wasser tragen, schwemmen, auf den Boden tragen zum Aufhängen, etc. war es jedesmal eine Katastrophe und Mutter war nachher bettlägrig. Nach einem Waschtage war es dann auch, daß sie zum erstenmal Blut spuckte. Diese Tatsache als solche war unheimlich genug für uns Kinder, ein unvergeßlicher Schock. Lungenschwindsucht war die Diagnose, damals eine unheilbare Krankheit. Gut essen und schonen, riet der Arzt, aber wie zu verwirklichen? Im Gegenteil, es kam im Jahre 1928 noch Karli. Das war der Anfang vom Ende.

Für viele Frauen war seinerzeit ein weiteres Kind ein Todesurteil. Viele starben im Kindbett. Die heutigen Jungen Leute sind die erste Generation, die im Durchschnitt ihre Eltern oder sogar Großeltern bis etwa zu ihrem vierzigsten Lebensjahr haben. Das war früher eine seltene Ausnahme. Ein zwanzögjähriger war fast stets Halbwaide oder Vollwaide. Männer wurden im Durchschnitt zweimal Witwer. Kinder wuchsen in Wasenhäusern oder bei fremden Leuten auf. Schlechte Wohn- und Arbeitsverhältnisse, niemals Urlaub, falsche Ernährung, ungenügende Hygiene, mangelnde ärztliche Betreuung untergruben die Volksgesundheit und Tuberkulose, Syphillis, Gehirnhautentzündung, alles Leiden gegen die es keine Heilmittel gab, räumten auf. Die Säuglingssterblichkeit war erschreckend hoch, der Geburtenüberschuß Null. Gegen Pocken war gerade ein Impfstoff entdeckt worden, der uns in der Volksschule injiziert wurde, Viele ältere Leute waren blatternarbig.

Bei Karlis Geburt war ich 12 Jahre alt. Ich freute mich, daß Mutter endlich dicker wurde, war aber unzufrieden, daß es so unproportioniert geschah, alles nur am Bauch. Am 28. Jänner 1928 wurde plötzlich der Gassenladen zugemacht, wir wurden alle in die Küche verbannt, die Hebamme aus der oberen Pantzergasse war gekommen, ging geschäftig her und hin und kochte auf unserem Ofen. Auf einmal ein merkwürdiges Geräusch?? Ein Bruder war angekommen!! Unsere Mutter hatte keinen Schmerzenslaut von sich gegeben. Am anderen Tag war sie schon wieder auf und tat das Nötige. Nun begann für mich wieder das Kinderhutschen und all die lästigen Sachen. Ich war durchaus nicht begeistert und machte meinen Eltern heftige Vorwürfe. Wozu hatten wir noch ein Kind gebracht, waren wir nicht schon genügend?

Frau Dr. Moskovics war es, die unseren Vater nach <sup>Carlis</sup> <sup>(15. April 1928)</sup> Geburt endlich dazu bewog Mutter zu heiraten. Es muß in 1928 gewesen sein. Ich wohnte der Trauung meiner Eltern bei. Mutter war ernst und sah sehr gut aus, mit schwarzem Schleier am Kopf. Das Kleid hatte ihr Frau Horst geschneidert. Es war dunkelblau mit einem ~~dünnen~~ dünnen weißen Längsstreif. Das Hochzeitsmahl spendierte auch die Frau Doktor. Es gab zum Schweinsbraten einen riesigen Serviettenknödel.

Unseren Vater sehe ich in meiner Kindheit immer nur an seinem Schusterbankerl sitzen und arbeiten, er hatte gar keinen anderen Platz. Nach dem Frühstück setzte er sich hin, beim Schein der Petroleumlampe setzte er fort und erst wenn er zum Nachtmahl aufhörte und die Lampe mitbrachte, hatten wir auch Licht. Er war humorvoll und schlagfertig. Wenn ihm eine gute Antwort rechtzeitig eingefallen war, lachte er selbst am meisten darüber. Dann kratzte er sich den Kopf von hinten nach vorne. Seine Oberlippe zierte ein Schnurbart und sein Haupt eine Stehfrisur. Schade, daß er so klein geraten war, er war nämlich ein hübscher Mann.

Wenn abends keine Leute zu Besuch waren, kommandierte er uns zum Mühle-spielen. Wir taten es ungern, weil wir regelmässig alle Steine in seinen Zwickmühlen verloren. dann freute er sich diebisch.

Er ging selten aus, das Material für die Reparaturen einkaufen das besorgten meist Mutter oder wir. Aber einmal waren beide unterwegs und wir hatten nichts eiligeres zu tun, als den Bügelladen vom Fensterbrett auf die Straße zu lehnen und daran hinunterzurutschen. So ein Spaß. Die Leute sahen von den Fenstern zu wie fein wir uns unterhielten. Bei der Türe herein und zum Fenster hinaus ging das Karussell. Unser Freund, der Posel Vicky war auch allein daheim. Er saß am Fensterbrett und teilte Kuchen aus. Ein ganzes Blech voll hatte er in der Backröhre gefunden und ein Reindl mit Buchteln dazu. Ich sehe noch heute, wie glücklich er war uns eine Freude machen zu können. Abends hörten wir ihn schreien, als ihn der Vater wegen der guten Tat verdrosch.

Vater gehörte zu den Handwerkern, die sehr viel Wirtschaft bei der Arbeit machen. Um ihn herum türmten sich die Schuhe, Leisten, Lederabfälle, etc. In fünfzig verschiedenen Schuhpastaschachteln gab es zwanzigmal die gleichen Nägel. Vielleicht hatte er eine ihm bekannte Ordnung darin. Wenn er mit jemandem diskutierte - und viele kamen nur deshalb zu uns - dann stand die Arbeit still. Er schupfte zwar den Schuh von einer Seite auf die andere, aber die Arbeit ging nicht voran. Er übernahm jede Arbeit, machte aber nur das was im Spaß machte, die anderen konnten warten bis am Nimmerleinstag. Mir war es als Kind immer schrecklich peinlich, wenn sie die Leute

beschweren kamen. Dann schwor er hoch und heilig die Arbeit sofort in Angriff zu nehmen, hielt jedoch sein Versprechen nie. Warum versprichst du es denn, frug ich irritiert, das konnte ich nicht begreifen. Na, ich werde sie schon machen, beruhigte er mich.

Manchmal verlangten die Kunden wütend ihre Schuhe zurück. Die waren dann garnicht so leicht zu finden unterall dem <sup>A</sup>ram. Warum die Leute überhaupt wiederkamen, ist mir heute ein Rätsel, entweder taten wir ihnen leid oder er war zu billig. Wir warteten schon immer bis<sup>er</sup> ein Paar Schuhe zum Ausliefern fertig hatte, dann sprangen wir los damit. Wir kannten alle Kunden, unsere Gunst stieg mit dem Trinkgeld.

Vater hatte sich ein Podium anfertigen lassen. Darunter war in drei riesigen Schubladen das Vorrat<sup>m</sup>aterial untergebracht. Von dem solcherart erhöhten Platz konnte er auf die Straße sehen und alles miterleben. Da er ganz selten aus dem <sup>H</sup>aus kam, war es ihm zu gönnen. Es konnte aber passieren, daß er, wenn ihn etwas auf der Straße ärgerte, gleich einen Schuhleisten hinausschleuderte und wir mussten ihn wieder einholen. Vater war sehr jähzornig. Ich glaube es ging meist um Politik, aber seine diesbezüglichen Ansichten sind mir fremd, darüber sprach er nie mit uns. Die Ursachen für seine Zornausbrüche, die plötzlich wie ein Gewitter kamen waren unvorhersehbar. Später dachte ich, vielleicht wollte er nur mit Mutter <sup>a</sup>lein sein. Denn dann stoben wir in alle Richtungen davon und schlichen uns erst wieder <sup>a</sup>m Abend herein. Ich weiß nicht, ob die Ehe unserer Eltern glücklich war. Es gab viel Streit, Mutter wollte immer das letzte Wort haben. Willy behauptet jetzt, es sei meist wegen Lina und mir gewesen. Wenn Vater in Wut geriet, dann warf er mit allem nach uns was ihm in die <sup>H</sup>and geriet. Aber wir waren flink unter dem Bett oder zur Türe dra<sup>u</sup>ßen. Dann sahen die Kleinen verdutzt aus dem Kinderwagen oder bega<sup>n</sup>nen so zu schreien, daß er seinen Zorn auf sie lenkte. Dann schrie Mutter, laß das Kind in Ruhe. Mutter sagte oft, alle Schuster sind verrückt, das komme vom Sohlenklopfen.

Dann kam zu uns ein jüdischer <sup>sch</sup>Vertreter, den ich nicht ausstehen konnte, weil er Vater immer irgendetwas aufschwatzte. Einmal überredete er ihn sogar dazu, die serienmässige Fertigung von hohen Filz-<sup>H</sup>ausschuhen anzufangen. Vater machte ein Probestück, das dem Händler gefiel und er schleppte ballenweise den Filz heran, Material für das <sup>I</sup>nnenfutter, das war kariert. Die Kapperln sollten aus <sup>L</sup>eder sein, damit sich die Spitzen nicht so schnell abstossen.

Dann bedurfte es noch Brantsohlen, Absätze, Verschlussschnallen. Vater begann die Oberteile herzurichten, etwa 30 Paar. Dann lagen die halbfertigen Filzpatschen überall herum. Entweder verlor er die Lust, oder war es Zeit- und Platzmangel, jedenfalls profitierten nur die Motten davon, die fraßen sich daran fett.

In der Gasse wohnte ein jüdisches Ehepaar mit einem kleinen Jungen. Einmal kam die Frau, meine Eltern fragen, ob ich den Kleinen beaufsichtigen könne, ich soll dort übernachten, sie kämen spät heim. Ich erklärte mich gegen Geld dazu bereit, habe es aber bereut. Als sie vom Theater heimkamen, begann ein merkwürdiges Getuschel und Gemengsel und ich hörte den Mann sagen: Sarah, laß mich tappen. Als ich es Vater erzählte, lachte er schallend. So lustig fand ich das nicht, ein zweitesmal ging ich nicht wieder.

Hier ziemt es sich wohl einer Familie, bzw. einer Frau zu gedenken, die der Schutzengel unserer Kindheit war. Frau Dr. Elisabeth Moskovics. Sie war eine geborene Benndorf. Ihr Vater war Archäologe, ihm verdankt Österreich u.a. die Ephesos Reliefs im Museum für angewandte Kunst.

Als Überin des Rudolfinerhauses hatte sie ihren späteren Mann, den damaligen Primarius Moskovics kennengelernt, der aus Krakau stammte. Sie waren ein schönes Paar und hatten zwei prachtvolle Kinder, Otto und Adelheid.

Die Frau Doktor kam oft zu uns, sie trug stets wallende Gewänder und flache breite Schuhe. Sie beriet sich mit den Eltern, sah nach woran es fehlte und leitete von ferne unsere Wege mit gütiger Hand. Sie und ihre Schwester, die Direktorin des Mädchengymnasiums auf der Billrothstraße, gehörten mit zu den ersten emanzipierten Frauen Wiens.

Zu Weihnachten inszenierten sie immer wunderschöne Bescherungen für uns. Man brachte ganz Körbe mit Kleidung und Spielsachen. Einmal kamen die Mädchen sogar mit einem geschmückten Lichterbaum. Sie entzündeten der Christbaum am Gang und traten singend durch die Küche ins Zimmer. Mit weit aufgerissenen Augen standen wir stumm da und warteten bis alle weg waren, damit wir uns freuen konnten. Dann erst begann die Bescherung für uns, wenn Mutter ein Stück nach dem anderen aus dem Korb nahm und nach Größe verteilte. Einmal kam Heidi als Knecht Rupprecht verkleidet, aber wir erkannten sie sofort an der Stimme. Dank dieser hochherzogen Familie hatten wir eine schöne Kinderzeit und niemand hatte je schönere Weihnachten gehabt als wir.

Häufig wurden wir durch die Haushälterin in die Wohnung der Frau Doktor bestellt, in die Hardtgasse 30. Im Hausflur hängen rechts und links große Spiegel, in denen man sich zehnmal widerspiegelt. Das gefiel uns sehr und wir schnitten viele Grimassen, ehe wir endlich klopfenden Herzens an die Türe läuteten. Dieses Haus und die Wohnung schienen mir damals ein Palast. Ich erinnere mich noch gut daran. Das Vorzimmer war ein langer dunkler Korridor, in den viele Türen mündeten. Hier ließe sich wunderbar Fangen oder Verstecken spielen oder am glänzenden Linoleum schleifen. Die Leute nützten das garnicht aus.

Die Frau Doktor fragte uns stets liebevoll nach unseren Erlebnissen und Wünschen und brachte mich dadurch regelmässig in Verlegenheit. Ich wusste nie, was ich mir wünschen sollte, mir fehlte ja nichts. Nur einmal äußerte ich einen Wunsch. Einen Malkasten wollte ich haben, wie die ändern Schulfädchen. Meine Enttäuschung war furchtbar, als ich unter dem ~~Ein~~ Weihnachtsbaum eine quadratische Blechschachtel fand. An den vier Ecken waren Löcher gebohrt und ein buntes Band durchgezogen. Diese ingeniose Erfindung hatte Heidi selbst für mich gebastelt, aber um keinen Preis der Welt wäre ich damit gegangen, ich ~~fürchtete~~ fürchtete, daß mich die Kameradinnen verspotten würden. Damals bin ich zu dem Erkenntnis gelangt, daß arm und reich verschieden messen. Wo Geld keine Rolle spielt, kann es etwas Selbstgemachtes sein, für arme Leute kommt nur etwas Gekauftes in Betracht, nur wofür man Geld ausgegeben hatte war ein Geschenk. Wo man den guten Willen für die Tat nehmen musste, dafür prägte ich damals den Ausdruck "evangelisches Geschenk".

Nach der Zeugnisverteilung gingen wir ohne besondere Einladung schnurstracks zur Frau Doktor, um unsere 108 zu kassieren. Ich hoffte heimlich auf mehr, weil ich stets ein gutes brachte, aber es gab nur ein Lob dazu. Das fand ich ungerecht, wozu sollte man sich da überhaupt anstrengen. Aber für mich war Lernen eine große Freude.

Einmal fragte Frau Dr.M. was wir Mutter zu Weihnachten kaufen möchten. Sie hatte immer so sonderbare Ideen. Nach reiflichem Überlegen schlug ich vor ein Kaffeeheferl mit "Eva" drauf. Sie gab mir das Geld und ich lief mit Willy überall herum. Alle möglichen Namen fanden wir, aber keine Eva, so nahmen wir schließlich eine "Ernestine", da die Zeit schon drängte. Willy steckte das Heferl in die Manteltasche, zum Glück war der Sack innen zerrissen, so konnte er es bequem am Henkel halten. Wir versteckten es hinter der Redenz und waren schon so neugierig, ob sich Mutter über die Ernestine freuen würde.

Ein andermal frust mich Frau Doktor in ihrer gewohnt forschen Art, indem sie mich eindringlich über den Brillenrand musterte, ob ich nicht gerne in einem schönen Haus wohnen möchte, allein, ohne die Geschwister, aber kein Waisenhaus, ich hätte auch einen Vater. Wozu? entgegnete ich, ich hab eh einen Vater. Ich dachte erst bei ihr sollte das sein, sie waren nun in eine herrliche Villa in der Peter Jordanstraße umgezogen, mit einem kleinen Garten dahinter. Dann stieg mir ein fürchterlicher Verdacht auf. Also herschenken wollten sie mich, sie hatten mich nicht so lieb wie die anderen. Empört lief ich heim und sagte es ihnen auf den Kopf zu. Was, mich wollts hergeben, wo ich so gut lernen tu, schenks doch den Willy her, der hat lauter Vierer. Aber nein, sagte die Mutter, ich geb dich doch nicht her.

Als ich älter wurde, zerbrach sich die liebe Frau Doktor den Kopf was ich nach der Schule machen werde. Während ihrer Überlegungen kam gerade der Doktor heim und sie fragte ihn sorgenvoll: was meinst Du Ludwig was die Dolfi nach der Schule machen ~~muß~~ soll? Mit seiner tiefen Stimme sagte er ohne überlegen zu müssen: sie soll weiße Mäuse züchten. Das habe ich ihm übel genommen, obwohl es vielleicht ein guter Rat war, aber ich hatte mir eine andere Karriere erhofft.

Im gleichen Haus wo wir wohnten, hatte eine Greißlerin ihren Laden. Wenn ich einkaufen kam und das Retourgeld sorgfältig abzählte, pflegte sie zu sagen: wenn du einmal aus der Schule kommst, kannst sofort bei mir anfangen. In der Zeit der großen Arbeitslosigkeit, wo ich alle Leute nur jammern hörte, war ich stolz darauf und sehr glücklich meine Zukunft gesichert zu wissen. Wiederholt fragte ich Lina lauernd: sag, wag willst du denn einmal machen, wenn du aus der Schule kommst? Auf ihr Achselzucken antwortete ich, siehst du ich weiß es schon, ich werde bei Frau Sommer im Geschäft arbeiten.

Dann gab es wieder eine Zeit, wo ich zu grübeln begann, ob ich überhaupt meiner Eltern Kind sei. Lernten nicht alle anderen schlecht in der Schule? Keiner las Bücher, die ich verschlang. War ich nicht anders? Aber andererseits sahen Lina und ich einander so ähnlich, daß Fremde uns nicht unterscheiden konnten. Einmal hatte Lina sogar eine Ohrgeige eingesteckt, die eigentlich mir vermeint war. Das Gedränge daheim und die Wirtschaft mißfielen mir sehr. Es gab eine Lehrerin, in die ich verliebt war. Und einmal gestand ich Lina, daß ich gerne ihr Kind wäre. Die Dumme erzählte es in meiner Gegenwart dem Vater, der darauf antwortete, da ginge es dir wahrscheinlich nicht so gut. Ich schämte mich sehr und habe Lina Vorwürfe gemacht, daß sie es weiter erzählt hat. Na, das hast du doch gesagt, erwiderte sie. Von da an habe ich ihr nichts Wichtiges mehr anvertraut. Wie muß es Vater damals

33  
getroffen haben. Die Mutter war da<sub>n</sub> schon in einer Lungenheil-  
stätte. Ich meine, es war nur mein verständlicher Wunsch aus der  
Misere herauszukommen, ich sehnte mich nach Ordnung. Heraus aus  
allem wollte ich und gleichberechtigt sein mit anderen.

Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß Kinder aus Großfamilien  
nicht den gleichen Start im Leben haben. Auch heute nicht in der  
sogenannten Wohlfahrtsgesellschaft. Denn gerade solche Familien  
sind naturgemäß vom Wohlstand ausgeschlossen. Sie sind geistig selten  
so entwickelt, die Eltern haben nicht die Zeit sich mit dem Kind  
intensiv zu beschäftigen und <sup>sind</sup> oft auch geistig dazu nicht in der  
Lage, weil ihnen aus den gleichen Gründen eine höhere Bildung ver-  
sagt geblieben ist. Wollen sich solche Kinder über den Durchschnitt  
erheben, müssen sie eine Extraanstrengung machen. Sie sind selten  
in der Lage einen akademischen Grad zu erwerben, selbst wenn sie die  
geistige Kapazität haben und die Ausbildung kostenlos. Einigen  
gelingt es, das sind die Ausnahmen. Manchmal gelingt es einem in der  
Familie auf Kosten der anderen. Daher bin ich unbedingt für Geburten-  
kontrolle und Familienplanung. Nur wer es sich finanziell nachweis-  
lich leisten kann, dürfte mehr als zwei Kinder haben. Nicht erhöhte  
Familienbeihilfen sollte es geben, sondern empfindliche Steuerbe-  
lastungen für die Unverantwortlichen.

Im Juni 1931 war für mich die Schule aus. Willy war schon  
seit einem Jahr Kellnerlehrling in der Oberen Donaustraße, gegen  
Kost, Quartier und Trinkgeld. Ich hatte ein Vorzugszeugnis und hätte  
in eine Lehrerinnenbildungsanstalt eintreten können, aber ich wollte  
endlich Geld verdienen. Nun gingen die Mädchen schon in netten  
Kleidern umher und ich trug noch die abgelegten Kleider anderer Leute.  
Und wo hätte ich studieren können? Es gab kein <sup>ruhiges</sup> Eckchen für Schreib-  
arbeiten. Kaum legte ich wo ein Buch hin, fand ich ein Schmalzbrot  
drauf. Obwohl ich alle beneidete, die studieren durften, für mich  
kam es nicht in Frage, ich musste so bald als möglich auf eigenen  
Beinen stehen. Die Situation begann schon mein Gemüt zu belasten.  
Ein gesundes Selbstbewusstsein sollte ich nie mehr entwickeln. Ich  
wollte keine Almosenempfängerin mehr sein, wollte Vater nicht länger  
auf der Tasche liegen.

Es war nicht leicht einen Posten zu finden. Das erstemal ging  
Mutter mit vorstellen, es war in der Trautson-Garage. Es bewarben  
sich ca. 30 Buben und Mädchen. Ich wurde nicht genommen.

Ich fand einen Arbeitsplatz bei einem Kohlengroßhändler am  
Gelände des Franz Josefs Bahnhofs unter einem Stadtbahnbogen. Der  
winzige Raum bot gerade noch zwei Personen Platz, war durch eine

nackte Glühbirne erhellt und mittels stinkendem Petroleumofen erwärmt. Wasser war in der Regentonne vor der Türe. Der Chef war Jude und schrie am Telephon immer und regte sich auf, daß ihm der Schaum vor dem Mund stand. In regelmäßigen Abständen fuhr die Stadtbahn über uns hin, es dröhnte, daß man sein eigenes Wort nicht verstand, die Wände bebten. Ich sagte Vater bald, daß ich dort nicht bleiben kann. Er zwang mich nicht, obwohl der Mann immer wieder kam und mich zurückhaben wollte. Das ganze Geschäft spielte sich dort telephonisch ab und ich wäre nie imstande gewesen mich in dieser Sparte einzuarbeiten und Koks und Kohle waggonweise zu verkaufen.

Einmal war ich in der Naglergasse vorstellen bei Herrn Panesch, dem Leiter des Vereins "Verkühle dich täglich". Er hackte sich im Winter ein Loch ins Eis der Donau, um zu baden. Er war damals meiner Schätzung nach siebzig Jahre, vielleicht ist das auch nur eine jugendliche Übertreibung, jedenfalls schien er sehr nervös, die Nerven zwackten ihn hier und dort, sodaß ich denken musste, daß es doch am Ende nicht so gesund sein müsse sich täglich zu verkühlen. Bis heute unvergessen blieb mir seine Schreibmaschine, die war museumsreif. ~~Man konnte~~ Sie hatte ein Ziffernblatt mit allen Buchstaben und Zeichen, man musste mit der linken Hand den Hebel auf den gewünschten Buchstaben rücken und mit dem rechten Zeigefinger eine Taste betätigen, wodurch eine Typenkugel den Abdruck aufs Papier bewerkstelligte. Ich hatte einen Maschinschreibkurs absolviert, aber mit so etwas konnte ich nicht umgehen.

Dann war ich bei einem buckligen Buchhalter in einer ärmlichen Kanzlei in der Josefstadt vorstellen, dessen Bürokrant ihm das Essen am Kanonenöferl wärmte.

Wie ich schließlich das Rennen bei Altmann & Kühne auf der Kärntnerstraße gemacht habe, weiß ich nicht mehr, aber es gefiel mir sofort, weil es eine schöne Atmosphäre hatte, mitten in der Stadt, man sah und hörte viel. Mein Vorname gefiel Herrn Altmann nicht, ich wurde umgetauft auf "Dolly". Dort arbeitete ich erst ~~kurz~~ im Büro, dann kam ich in der Verkauf, wo es zu meinen Obliegenheiten gehörte, morgens den roten Linoleumboden aufzuwaxhen, mit Wachs einzulassen und mit einer schweren Bürste zu polieren. Nun begann meine Ausbildung und alles musste ich lernen, wie man spricht, sich benimmt, etc. Weiters lernte ich flink Pakete machen, ging Bestellungen ausliefern, was ich am liebsten tat, da kam man hinaus, sah schöne Leute und Geschäfte und obendrein bekam man Trinkgeld. Einmal musste ich einem älteren Herrn etwas ins Bristol Hotel liefern.



Foto von Dez. 1927, links vorne Dr. Karl Georg Panesch (geb. 1864) Gründer des Vereins „Verkühle dich täglich“, Schwimmen im Donaukanal bei 7°C Luft- und 1,5°C Wassertemperatur



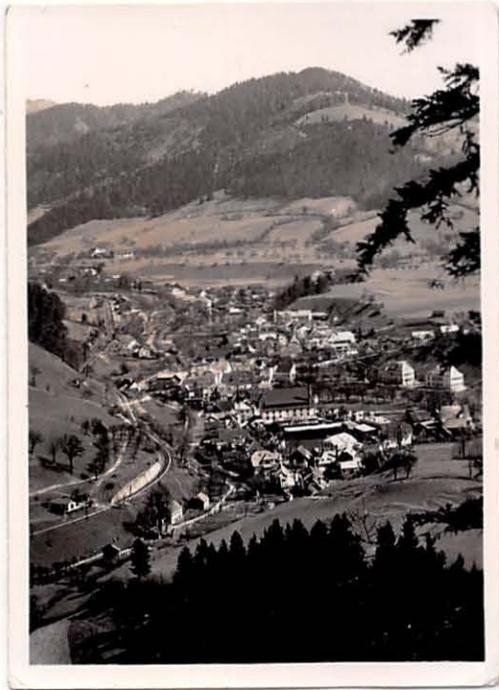
Wettgehen der 70-90 Jährigen. Wien, Austria. - Am 12. September 1937 fand eine originelle Leichtathletische Veranstaltung statt. 140 Alte Herzen (der "Jüngste" war 70, während der "Älteste" 90 Jahre zählte) haben sich zu einem Wettgehen gemeldet. Die Strecke betrug 4 km, durch die Prater Hauptallee vom Praterstern bis zum Lusthaus. Der Sieger Dr. Panesch brauchte für diese Strecke 32 Minuten. Unser Bild zeigt: Der Sieger Dr. Karl Georg Panesch, 73 Jahre alt hat die Strecke in 32 Minuten bewältigt. Dr. Panesch ist der Gründer des Vereines "Verkühle dich täglich" und durch sein Baden während der Winterszeit in Eis und Schnee weltberühmt. [Photo "ACTUALIT" - AVIS: Cette épreuve étant une 'PHOTO ORIGINALE'] [Leo ERNST - Albert HILSCHER, Wien]

Er bestellte mich aufs Zimmer. Als ich auf seine Aufforderung eintrat, lag er in einem großmaschigen Netzanzug am Bett und lud mich ein Näherzukommen. Ich schmiß die Schachtel hin und rannte hinaus ohne auf Trinkgeld zu warten.

Mein Lohn betrug 60S pro monat. Mein erstes selbstverdientes Geld. Mutter war sehr enttäuscht, daß ich davon nichts hergeben wollte. Sie verstand nicht, daß ich eine neue Bluse oder Strümpfe wollte. Dann müsse ich mich eben selbst erhalten, sagte sie. Sie hat einige Wochen nicht mit mir gesprochen. Das tat mir weh. Das wäre bald schief gegangen. Heute kann ich es mir nur so erklären, daß entweder meinem Lehrherrn oder Frau Dr.M. mein elendes Aussehen aufgefallen war, bestimmt trug der seelische Kummer mit dazu bei, jedenfalls wurde ich zum Chefarzt der Krankenkasse vorgeladen und man schickte mich sofort für vier Wochen in die Lungenheilstätte Weyr a.d.Enns. Dort aß ich mich gründlich satt und bekam Wangen wie ein Blasengel, aber im Körper blieb ich immer schwächlig. Von meinem Eintritt ins Berufsleben an habe ich mich selbst erhalten, ich hatte nur das Quartier frei. Während der Lehrzeit besuchte ich die Handelsschule in der Akademiestraße. Die Nachmittage an denen ich zur Schule gehen durfte, waren für mich glückliche Tage. Ich war die Beste der Klasse.

Als Herr Altmann sich entschloß am Kärntnerring im Grandhotel eine Filiale zu errichten, wurde ich als Lehrmädchen dorthin versetzt. Geschäftsführerin war eine junge große Person. Eines Tages kam ein Herr mit einem weißen Vollbart und dunkler Brille ins Geschäft. Er aß ein Petit Four und verschlang dabei Friedl mit den Augen. Von nun an kam er täglich. Er war uns unheimlich und Friedl flehte mich an, geh nicht weg, wenn er kommt. Mit der Zeit schmeichelte ihr sein Interesse und sie begann mit ihm zu kokettieren. Jetzt schickte sie mich manchmal Geld wechseln, oder die Außenscheibe putzen, dann erzählte sie mir fast alles. Zu seinen Vorschlägen lachte sie nur in einer entwaffnenden Art. Sie wohnte wo möbliert und verdiente sich abends mit Handschuhnähen etwas dazu, aber ihre Liebe verschenkte sie an einen Liftboy des Grandhotels. Wann immer der eine Minute Zeit fand, ließ er das Entree unbewacht und kam gelaufen, um Friedl zu fragen, ob sie ihn noch liebe. Er ist heute Burgtheaterschauspieler. Eines Tages kam der Bärtige zum letztenmal, um sich zu verabschieden. Er gehe als Professor an eine amerikanische Universität. In Österreich kann man nicht existieren, behauptete er. Zum Abschied brachte er Friedl ein Gedicht:

Erholungsheim Weyer a/Enns 1934



Sechzig minus zwanzig ist vierzig,  
 so hatt' ich in der Schuke es gelernt.  
 Doch schien dem Kinde das Rechnen  
 mehr <sup>hust</sup> als Bürde.  
 Nie hä,t' ich gedacht, daß ich einst a,s Mann  
 über diese Rechnung weinen würde.

Gegen Ende der Ausbildungszeit kam ich in die Grabenfiliale. Dort war Frl. Mu Geschäftsführerin. Weiters waren da Steffi und Rosy. Steffi war verliebt in den Kassier des Buschkino, in einen Herrn Mondschein. Es war der große Kummer ihrer bigotten Mutter, daß sie keinen Katholiken heimbrachte. Aber für Steffi gab es auf der ganzen Welt keinen besseren als Herrn Mondschein. Sie ist später mit ihm nach Shanghai ausgewandert. Einmal war ich mit Steffi im Theater bei "Alt-Heidelberg" mit Paula Wessely und Hans Jaray. Ich war ganz in Tränen aufgelöst, als Paula Wessely zum Schluß rief: Karlheinz, du kommst nicht wieder. Steffi blieb ungerührt. Sie sagte: wozu sitz ich hier, jetzt sperrt er gerade das Kino zu. Für sie existierte sonst nichts, der Mondschein verdeckte alles, auch bei Tag.

Kurze Zeit hatten wir eine Verkäuferin mit Goldhaar. Ich habe wirklich noch nie vorher so schönes Haar gesehen. Sie war keine zwei Wochen bei uns, als ein älterer Teppichhändler ins Geschäft kam, sie sah und fragte, ob er sie mittags im Grabenkaffee sprechen dürfe. Sie wollte nicht hingehen, aber Frl. Mu und Frau Kühne redeten ihr zu, ihn doch wenigstens anzuhören, das verpflichtete doch noch zu nichts. Sie ging hin und kam nur zurück, um zu melden, daß sie auf der Stelle austrete. Er hätte ihr ein solches Angebot gemacht, daß sie ihm Hinblick auf ihre Mutter nicht anders könne und das war seine Bedingung.

Opernsängerin Auch Rosy hatte ihre Verehrer. Wenn ein Kunde eine Vorliebe für eine Verkäuferin zeigte, galt es als stillschweigende Übereinkunft, daß die Betreffende abgelöst wurde, wenn sie gerade jemand anderen bediente. Es kamen viele Interessante Leute zu uns. Maria Jeritza kam manchmal, oft kauften auch ihre Verehrer bei uns und ließen es der Diva schicken. Ich bediente einmal meinen einzigen Schwarm unter den Filmschauspielern, Matthias Wiemann, und bekam auf Wunsch ein Autogramm.

Das Grabenkaffee neben uns hatte damals noch im Sommer den Schanigarten draußen. Man saß auf einer erhöhten Pawlatschen neben dem Brunnen und übersah den ganzen Verkehr von Pferdedroschken und den wenigen Autos. Damals fuhren Daimler-Benz und Gräf & Stift mit langen Kühlern. Wenn die Dame mit der Wespentaille vorbeiging, lief ich hinaus, sie war eine stadtbekannte Erscheinung.

Bundesland: Wien.  
Schulbezirk: Wien.

Einjähriger Lehrkurs der Gemeinde Wien für  
der Schulpflicht erwachsene Mädchen.  
Errichtet auf Grund des § 10 d. G. v. 2. Mai 1883,  
R.-G.-Bl. Nr. 53.

Zahl: 15  
Schuljahr 1930/31

# Zeugnis.

Adolfine Kotas, geboren am 8. Juni 1916 zu Wien  
in Osterreich, evang. (A. B.) Religion, hat im  
Schuljahre 1929/30 die 3. Klasse der öffentlichen Bürgerschule für Mädchen in Wien  
19. Heindlgasse 24  
besucht und sich nach Vollendung der Schulpflicht am 5. Juli 1930 das Entlassungszeugnis  
dieser Bürgerschule erworben.

Im weiteren Halbjahre des Schuljahres 1929/30 besuchte sie den auf Grund der  
Ministerial-Verordnung vom 26. Juni 1903, Zahl 22.503, errichteten, mit der öffentlichen Bürgerschule  
für Mädchen in Wien, 19. Bezirk, Heindlgasse 24 verbundenen  
einjährigen Lehrkurs hauswirtschaftlicher Richtung der Gemeinde Wien für der Schulpflicht  
erwachsene Mädchen und erhielt folgende Noten:

Betragen: sehr gut  
Fleiß: sehr gut

• Aus den einzelnen Lehrgegenständen:

Gegenstand		Fortgang	Unterschriften
Naturkunde	Ernährungslehre . . . . .	<u>sehr gut</u>	} <u>Maria Schmid</u>
	Haushaltungskunde . . . . .	<u>sehr gut</u>	
	Gesundheitslehre, Kinder- u. Krankenpflege	<u>sehr gut</u>	
Rechnen und Kalkulation . . . . .	<u>sehr gut</u>		
	Kochen und hauswirtschaftliche Arbeiten . . . . .	<u>sehr gut</u>	} <u>Maria Schmid</u>
	Gartenarbeiten . . . . .	<u>sehr gut</u>	} <u>Klwack</u>
	Bürgerkunde und Geschichte . . . . .	<u>sehr gut</u>	} <u>Yvona Roth</u>
	Deutsche Sprache . . . . .	<u>sehr gut</u>	} <u>Klwack m. Tochtermische</u>
	Zeichnen (und Handarbeit) . . . . .	<u>sehr gut</u>	
	Gesang . . . . .	<u>gut</u>	} <u>M. Pringer</u>
	Körperliche Übungen . . . . .	<u>sehr gut</u>	
Fremdsprache	Französisch . . . . .		
	Englisch . . . . .		
	Esperanto . . . . .		
	Kurzschrift . . . . .		

Außere Form der Arbeiten: sehr gut

Zahl der veräumten Schultage 2; davon nicht entschuldigt 0

Die Direktion des mit der öffentlichen Bürgerschule für Mädchen in Wien, 19. Bezirk,  
Heindlgasse 24 verbundenen einjährigen Lehrkurses der Gemeinde Wien  
für der Schulpflicht erwachsene Mädchen.

Wien, am 15. Juli 1931.



*[Handwritten signature]*

*[Handwritten initials]*

# Kaufmännische Fortbildungsschule des Wiener Handelsstandes

Direktion: Wien, VIII., Hamerlingplatz 5-6.

Zufolge Erlasses des Finanzministeriums vom 5. Juni 1899, Z. 24543, stempelfrei.

II. Klasse *7*, Abt. *H. V. S.*

## ZEUGNIS.

*Kotas Rudolf*

geboren am *8. Juni 1916*

zu *Wien* in *Österreich* hat die zweite Klasse

der dreiklassigen Kaufmännischen Fortbildungsschule im Schuljahre 19*31*/*32* besucht und erhält hiemit nachstehende Noten:

Gegenstand		Fortgang
Rechnen		<i>sehr gut</i>
Einfache Buchhaltung		<i>sehr gut</i>
Korrespondenz u. Kontorarbeiten		<i>sehr gut</i>
Handels- u. Wechselkunde		<i>sehr gut</i>
Geographie		<i>sehr gut</i>
Schönschreiben		<i>sehr gut</i>
Spezialkurs über:		
Unobligat	Stenographie <i>obligat</i>	<i>sehr gut</i>
	Maschinschreiben	/
	Französische Sprache	
	Englische Sprache	
	Esperanto	

Betragen: *sehr gut*

Außere Form der schriftlichen Arbeiten: *sehr empfehlend*

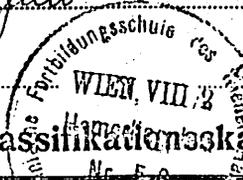
Schulbesuch: *sehr fleißig*

Zahl der versäumten Unterrichtstage: ....., hievon entschuldigt: .....

Mit Rücksicht auf diese Ergebnisse wurde dem Schüler (der Schülerin) die belobende Anerkennung der Lehrerkonferenz ausgesprochen.

WIEN, den *9. Juli* 19*32*

*Irene Engländer*  
Klassenvorstand.



*[Signature]*  
Direktor

### Klassifikationskala:

Grad	Betragen	Fortgang	Schulbesuch	Außere Form der schriftlichen Arbeiten
1	sehr gut	sehr gut	sehr fleißig	sehr empfehlend
2	gut	gut	fleißig	empfehlend
3	entsprechend	genügend	unterbrochen	minder empfehlend
4	nicht entsprechend	nicht genügend	nachlässig	nicht empfehlend





1933

Ich hatte keine Verehrer, ich war noch zu kindlich. Aber ich beobachtete alles sehr aufmerksam. Eigentlich hatte auch ich Verehrer. Einer folgte mir täglich am Weg ins Geschäft auf der Währingerstraße, er photographierte mich sogar und gab mir dann ein Bild. Er war etwa 30 Jahre alt und daher "viel zu alt, kam nicht in Betracht". Ein Freund von meiner Kollegin Anny verliebte sich unsterblich in mich. Er liebte sogar das Rascheln meines Gummimantels. Er sah mich mit angestochenen Augen an, das stieß mich ab. An einen anderen jungen Mann vom Lande erinnere ich mich, er war sehr nett und gefiel mir auch, aber seine Briefe strotzten von Rechtschreibfehlern, da war es vorbei, das konnte ich nicht verzeihen.

Zuhause war es eine schlimme Zeit. Außer Willy waren wir noch alle daheim, wuchsen heran und brauchten Platz, der einfach nicht vorhanden war. Abends wurde der Tisch, die Stühle, etc. zur Seite geräumt, die Klappbetten und Drahteinsätze aufgestellt und mit Matratzen belegt. In jedem Bett schliefen zwei, Kopf bei Fuß, da stört man sich weniger. Mutter hatte jeweils den Jüngsten bei sich.

Lina war mit mir aus der Schule gekommen. Sie hatte zwei Monate in einer Schneiderei in der Wipplingerstraße gearbeitet, aber als Mutter ins Spital kam, blieb sie zuhause, um den Haushalt zu führen, wovon sie natürlich nicht die geringste Ahnung hatte. Eine ihrer ersten Taten war es, die Leder- und Filzflecken für die Hausschuherzeugung in der Waschküche zu verbrennen. Vater war wütend. Wir veranstalteten auch allein Waschtage, weiß wurde unsere Wäsche nie. Frau Dr. M. schickte Lina zur Ausbildung in eine evangelische Frauenschule nach Salzerbad. Eine zeitlang war Tante Pauline aus Schlesien da, um sich des verwaisten Haushaltes anzunehmen. Wir konnten sie alle nicht leiden.

Ich ging täglich vom 19. Bezirk zu Fuß in die Stadt zur Arbeit und abends heim. Das war meine ganze Erholung. Karli war damals vier Jahre alt. Unter Spielen verstand er nur mit zwei Kochlöffel auf einen leeren Koffer oder Kochgeschirr trommeln. Einmal hatte er sich dazu mit Schuhwichse als Neger angemacht, das hatte er im Zirkus gesehen. Mich machte sein Lärmen rasend. Wenn ich schimpfte, hielt er erstaunt einen Moment still, dann fragte er Vater: wann geht denn die Dolfi weg, damit ich mich wieder spielen kann? Ich habe alle meine jüngeren Geschwister in den Schlaf wiegen müssen und beaufsichtigen, ich brauchte keine Puppe.

Jeden Samstag musste ich den Holzfußboden aufreiben. Das war eine schwere Arbeit. Nach jedem Rieb musste das Wasser gewechselt werden. Damals ölte man die Straßen. Der Boden war schwarz, mit jedem Schritt trug man sich das ins Zimmer. Lange machte ich es allein,

dann verlangte ich, daß Lina mit mir abwechsle, doch die verschwand an Samstagen auf unerklärliche Weise. Darüber habe ich viele Tränen vergossen.

Es war eine schwere Zeit für Vater. Wir konnten ihm nicht helfen, er konnte uns nicht helfen. Ich habe erst in späteren Jahren ein gutes Verhältnis zum Vater bekommen. Als Kind hatte ich oft gewünscht er wäre nicht da. Dann hätten wir es uns schön einrichten können, ohne die Werkstatt in der Stube. Ich hing immer mehr an der Mutter.

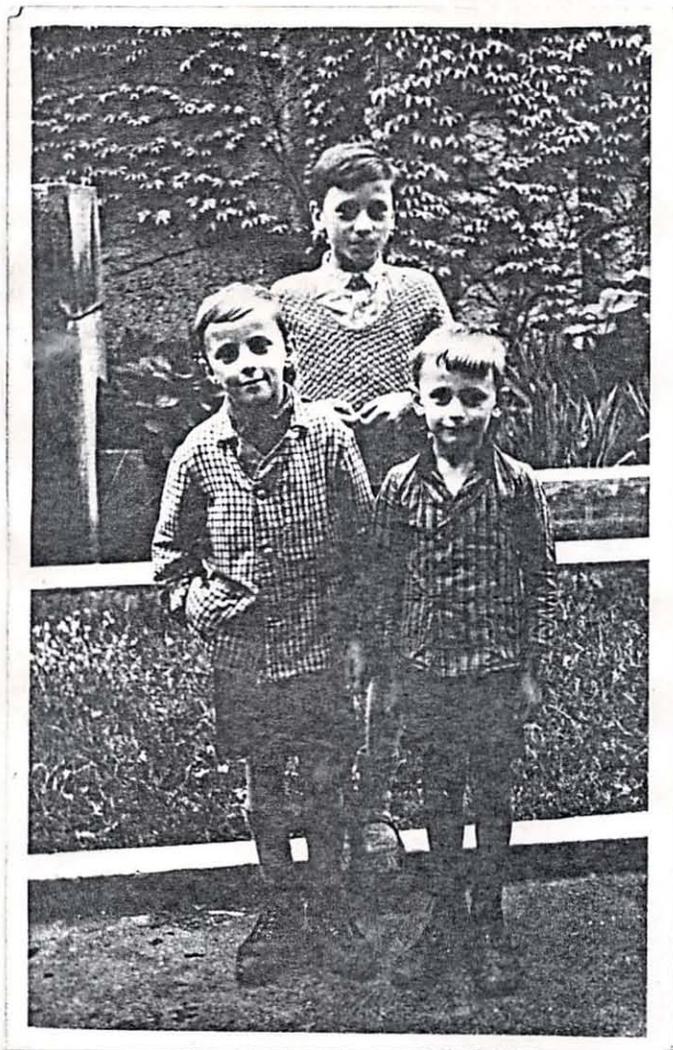
Nach Karlis Geburt hat sich Mutter nie mehr erholt. Sie verbrachte die letzten fünf Jahre ihres Lebens mit kürzeren Unterbrechungen in Spitälern und Heimen. Als ich sie einmal besuchte, beklagte sie sich, daß ich sie nicht küsse, die anderen Kinder täten das alle. "Du hast uns das ja nie gelehrt", gab ich zurück. Bei uns wurde nie geschmust und geschmeichelt, wenn Mutter gerührt war, gab es höchstens ein Kopfstück.

Schließlich ließ man sie zum Sterben nachhause. Wir waren so froh und ahnten nichts. Ich hatte sie solange krank und leidend gesehen und verstand nicht, daß es das Ende war. An einem schönen Sonntag war ich mit ihr allein zuhause, auch Vater war einmal weggegangen, um dem Jammer zu entgehen. Ich saß an ihrem Bett und strickte. Manchmal schüttelte ich ihr das Kissen auf, sie sagte immer ich könne das am besten. Da sah sie mich mit einem stummen Blick an, den ich nie vergessen werde, ich weiß bestimmt, daß sie mich damals gesegnet hat und gleichzeitig Abschied genommen. Frau Posel kam und sprach ihr Mut zu, daß schon alles wieder besser und gut würde. Sie schüttelte nur traurig den Kopf und hob die zum Skelett abgemagerten Arme. Ein Wahrsager hatte ihr prophezeit, daß sie zwölf Kinder haben werde. Wir waren doch erst sieben, bzw. mit den zwei verstorbenen neun, also konnte sie nicht sterben. Daran glaubte ich ganz fest. Auf Wahrsager muß man sich doch verlassen können. Leider ist dem nicht so. Seither vertraue ich keinem.

An heißen Sommertagen ►  
sorgen die Wiener Freibäder  
für Abkühlung. Das war auch  
schon früher so: Dieses Strom-  
bad am Donaukanal wurde  
1904 eröffnet und erfreute sich  
größter Beliebtheit. ▼



38a



Fredi

Herbert und Karli



das ist wie ich Vater  
immer noch sehe



12. u. 13. Heft

die Pa<sub>n</sub>tzergasse in ca. 1935

### Mutters Tod

Nur Lina und Arli waren zuhause als es passierte. Mutter hatte in der früh gebeten einen Arzt zu rufen, es ginge ihr nicht gut. Als der Arzt kam, sagte er, was wollen sie, die Frau ist doch schon tot.

Frau Dr.M. rief mich bei Altmann & Kühne an, ich verließ das Geschäft sofort. Als ich in die Gasse einbog, kam mir der 5-jährige Arli entgegengesprungen, um mir lachend zuzurufen "die Mutter ist gestorben". Ich gab ihm eine Ohrfeige.

Die anderen Kinder waren in der Schule. Hermi war in der Turnstunde, als Alfred weinend hereinkam, zu den Ringen emporsah und ihr winkte. Mit erstickter Stimme erzählte er ihr, daß Mutter gestorben sei. Mit Herbert gemeinsam gingen sie heim. Frau Janu nahm sie alle zu sich und von ihrem Fenster aus sahen sie später den Totenwagen kommen, der Mutter wegbrachte.

Als ich heimkam, stand Vater, den Kopf in beide Hände gestützt, die Ellbogen am Pult und sah starr auf die Straße hinaus. Er sagte nichts und hatte keine Tränen. Mutters Gesicht war mit einem Tuch bedeckt. Sie hatte keinen Todeskampf gehabt, bzw. es war ein jahrelanges Sterben gewesen. Die Männer der Leichenbestattung kamen und legten sie in den Sarg. Sie war schon steif und sie drückten ihr die aufgestellten Knie hinein, daß es krachte. Eine meiner früheren Schulkolleginnen sah ich auf der anderen Straßenseite stehen. Es war die, die mir in der Pause immer die dickbeschwierten Butterbrote zugesteckt hatte, eine Delikatesse für mich, die ich zeitlebens nur Schmalzbrote gekannt hatte. Es gab ziemliche Aufregung in der Gasse, wir hatten das Mitleid aller.

Abends weinten wir, besonders Fredy. Wir standen alle unter dem Schock. Trotz jahrelangem Siechtum war es für uns überraschend gekommen. Es war jetzt so still bei uns geworden. Den ganzen Verlust und seine Konsequenzen konnte nicht einmal ich ermessen, die ich schon fast 17 Jahre alt war.

Am Friedhof wurde der Sarg zum letztenmal geöffnet. Ich ging Mutter noch einmal ansehen, ich erinnere mich nicht, ob die anderen das auch taten. Manche Tote sind entstellt und verändert. Unsere Mutter hatte einen seligen Ausdruck. Trotz der geschlossenen Augen meinte man sie schaue geradewegs in den Himmel hinein und sähe etwas ganz Wunderschönes. Ich kann mir das nur so erklären, daß sie endlich von Schmerzen befreit war und gerade sagen wollte: jetzt fühle ich mich wohl. Dieses Bild habe ich fest im Sinn und der Tod hat viel von seinem Schrecken für mich verloren, er kann als Erlöser kommen.

Mutter hat wiederholt gesagt, sie möchte kein Kreuz auf ihr Grab, denn sie hätte im Leben Kreuz genug gehabt. Sie kam in ein Schachtgrab am "entrafriedhof mit etlichen anderen Armen und als ich mich später für den Platz interessierte, war es nicht mehr zu eruieren. Ich weiß die Stelle ungefähr, dort sind längst andere Gräber.

Nun mussten wir uns ohne sie im Leben einrichten. Hermi und Fredy kamen ins evangelische Waisenhaus nach Goisern, wo sie bis zum Ende der Schulzeit blieben. Karli und Herbert blieben vorerst daheim. Herbert weil er Vaters Liebling war, Karli weil noch nicht schulpflichtig. Ein Jahr später kam auch er nach Goisern. So ging es platzmässig daheim einigermassen. Ich stellte mir ein Klappbett in die Küche und hatte damit, mit 17 Jahren zum erstenmal, ein Bett für mich allein. Nach dem Geschäft musste ich abends den Haushalt versorgen.

Unser Vater war damals 45 Jahre alt und soviel ich weiß ein leidenschaftlicher Mann. Nun stand er ohne Gefährtin da, mit einer Schar Kinder. Er war an seinem Los nicht schuldlos. Viele Kinder in die Welt zu setzen ist in meinen Augen unverantwortlich.

Einige Frauen der Umgebung begannen nun Vater auffallende Visiten zu machen und sogar Avancen. Eine war ein großes starkes Weib, sie hätte den Laden vielleicht schupfen können, aber Vater schmunzelte nur, es amüsierte ihn. Mit der Zeit wurde ihm doch bange allein und er begann eine umfangreiche Korrespondenz zu führen. Er kaufte jede Woche den "Erzähler" und suchte in der Rubrik Onkel Toni. Er verbrachte viele Abende damit Briefe zu entwerfen. Das hat ihm sicher gut die Zeit vertrieben und von den Sorgen abgelenkt.

Es fällt mir schwer diese hoffnungslose Zeit zu beschreiben. Wären nicht durch Vermittlung und Ausnützung der Beziehungen der Familie Moskovics die Kinder weggekommen, wir wären alle verhungert. Es war einfach kein Geld da. Von meinen Schulkolleginnen starben in dieser Zeit drei an Anämie und dabei waren sie Einzelkinder gewesen. Die meisten Männer waren arbeitslos und nichts ist demoralisierender für einen Menschen, als arbeiten zu wollen und keinen Platz zu finden. Man verliert den Respekt vor sich selbst. Einmal hat sich Vater um 4 Uhr früh zum Schneeschaufeln angestellt. Er hat es für uns getan, aber ich schämte mich, daß wir es ihm nicht ersparen konnten. Wir brachten ihm Schmalzbrot und heißen Tee zur Arbeitsstelle. Die Männer waren bester Laune, endlich konnten sie etwas tun und Geld heimbringen. Nachher hatte Vater von der ungewohnten Tätigkeit einen schweren Muskelkater.

Inzwischen hatte in Italien der Faschismus gesiegt und in Deutschland der Nationalsozialismus. Am 19. Juni 1933 wurde die nationalsozialistische Partei in Österreich verboten. Dollfuß sah nur in der Annäherung an den Faschismus die Rettung für uns. Er fuhr zu einem Staatsbesuch nach Italien, der Duce empfing ihn am Strand. Das Bild in den Zeitungen empörte mich. Unser Kanzler in dunklen Anzug und steifen Hut, der feiste Mussolini in der Badehose. Soweit war unser Ansehen in der Welt gesunken, daß er sich eine solche Bruskierung glauben zu leisten. Bei einem nationalsozialistischen Erhebungsversuch wurde Dollfuß am 25.7.1934 in der Staatskanzlei erschossen. Sein Nachfolger Kurt Schuschnigg setzte die Politik von Dollfuß fort. Eine wirre Zeit wurde von einer noch wirreren abgelöst. Unsere Bundeshymne bekam einen Anhang. Wie in Deutschland das "Horst-Wessel-Lied" zu einem Bestandteil des Deutschlandliedes wurde, und in Italien die Giovenezza, so sangen wir nun nach der Hymne: Sei gesegnet ohne Ende"... das "Lied der Jugend" nach der Melodie der Giovenezza:

Ihr Jungen schließt die Reihen dicht,  
 ein Toter führt uns an.  
 Er gab für Österreich sein Blut,  
 ein wahrer, deutscher Mann.  
 Die Mörderkugel, die in traf,  
 sie riß ein Volk aus Zank und Schlaf.  
 Jungen, seid bereit!  
 mit Dollfuß in die neue Zeit.

Ebenso verworren wie die äußeren Zeiten waren für uns Kinder die dunklen Jahre der Reife. Die Übergangszeit von der Kindheit zum Erwachsenwerden. Merkwürdigerweise läßt sich diese Zeit nicht mehr aufhellen, wir erinnern uns an nichts. Herbert und ich hatten immerhin den Vorteil, daß wir zuhause bleiben durften, während die anderen ohne Vaterhaus in der Fremde, in Heimen aufwuchsen. Wie gut sie immer sein mögen, es war nicht zuhause. Obwohl wir daheim nichts hatten, litten wir alle ferne davon sehr unter Heimweh. Besonders Fredi. Er schien wie ohne Haut auf die Welt gekommen zu sein. Wir träumten alle von einer schönen Zukunft.

Ich arbeitete noch bei Altmann & Kühne am Graben. Eines Tages machte Frau Kühne ihrem Mann heftige Zeichen und versetzte ihm Rippenstöße. Weil er nicht reagierte, sagte sie laut: "also dann werde ich es ihnen sagen". Wir spitzten die Ohren. Sie hatten eine Bombendrohung erhalten. Wer das Geschäft verlassen wolle, könne dies tun, sie jedenfalls blieben. So blieben wir auch und es passierte nichts.

In 1934 wurden für mich die Weichen neu gestellt. Ich lernte Rudi kennen. Nichts deutete daraufhin, daß ich eine neue Straße ging. Am Heimweg vom Geschäft hatte er mich auf der Nußdorferstraße angesprochen. Er hatte mich schon vorher öfter von der Straßenbahn aus gesehen, wenn er zur Textilschule fuhr. Später sagte er, daß ihm zuerst etwas an meinem Gang aufgefallen sei. Es waren bestimmt meine Schuhe. Vater ging beim Einkauf immer noch mit, damit ich keinen Unsinn mache. Er griff, ob alle meine Sachen ausreichend darin Platz hatten. Die Folge war, daß ich stets um zwei Nummern zu große Schuhe trug.

Rudi gefiel mir erst nicht besonders, obwohl er ein hübscher Junge war. Er trug einen für meinen Geschmack zu hohen halbsteifen Hut und sah dadurch zu erwachsen aus und feierlich in seinem dunklen Mantel. Er war in Trauer um seinen Zwillingbruder. Ich ging garnicht zum ersten Rendezvous. Als er mir um eine neue Zusammenkunft schrieb, setzte er den Termin so knapp an, daß ich ihn nicht einhalten konnte. Dann kam ich für vier Wochen in die Lungenheilstätte nach Weyer und so verging beinahe ein volles Jahr, ehe wir uns erst zufällig, dann regelmässig trafen. Ich erzählte Vater nichts davon, einfach weil ich nicht dachte, daß es ernst sein würde. Obwohl Vater durch meine Geschwister erfahren hatte, daß ich mit jemanden "ging", fragte er nie, das war nicht seine Art.

Auch Rudi hatte eine traurige Kindheit gehabt. Die Eltern ließen sich scheiden, als die Zwillinge zwei Jahre alt waren. Da die Mutter verdienen gehen musste, brachte sie die Buben in ein evangelisches Kinderheim, wo sie bis zum vierten Lebensjahr blieben, bis sie sie nach einer Wiederverheiratung zu sich nehmen konnte. An diese Zeit hat er sehr trübe Erinnerungen. Er war Bettnässer. Die Wohnverhältnisse waren sehr trist, wie damals üblich in Wien. Es war eine feuchte finstere Zimmer-Kabinett-Küche Wohnung. Die ~~Fenster~~ Küche fensterlos, das Clo am Gang. Sein Bruder war in dem Loch zugrundegegangen und auch er känkeltete, was sein Mutter naturgemäß in größte Aufregung versetzte.

Unter großen finanziellen Opfern des Stiefvaters und unter Verzicht auf eigene Kinder, war es ihm möglich die Textilfachschule zu beginnen. Seine Onkel hatte eine leitende Funktion bei der Firma Graumann inne und hätte ihm darnach leicht dort unterbringen können. Leider war der Onkel bei einem Motorradunfall tödlich verunglückt, ein Bein war ihm beim Vorfahren einfach glattweg abgerissen worden. So war die Situation, als ich dazukam. Seine Mutter war von der neuen Wendung durchaus nicht begeistert, er ging doch noch zur Schule und sollte lieber lernen. Aber er ließ nicht mehr von mir. Er war ernst und besonnen und ich baute auf seine schönen blauen Augen meine Zukunft auf.

Von der Liebe hatten wir beide keine Ahnung. Den ersten Kuß bekam ich im Wertheimsteinpark. Auf der Suche nach einer dunklen Ecke, wo wir allein sein konnten, entdeckten wir oberhalb der Strudlhofstiege, in der Strudlhofgasse, eine frühere Wagenauffahrt zu einem Palais, die nicht mehr frequentiert wurde. Sie war wohl an beiden Seiten offen, aber zur Straße her abgedeckt und finster genug für unsere Spiele. Wenn es sein Studium erlaubte, wanderten wir in Döbling herum, über Glanzing, den Sommerhaidenweg oder in den nahen Wienerwald. Durch mich lernte er erst seine nähere Umgebung kennen. Vorher war er kaum aus der Wohnung herausgekommen. Wenn Mama ihm einige Schillinge Taschengeld zusteckte, gingen wir ins Kino.

Einmal entstand während der Wochenschau große Unruhe im Saal. Ich meinte es sei jemandem übel geworden. Dann Händeklatschen, Heilrufe, Niederzischen und Buuhrufe. Rudi erklärte mir, das sei weil der Führer der Deutschen zum erstenmal in einer hiesigen Wochenschau gezeigt wurde. Es war die Eröffnung eines Autosalons in Berlin. Ich verstand den Zusammenhang nicht.

Nun kannte auch Lina schon ihren Franzl, der im gleichen Jahrgang wie Rudi ebenfalls noch zwei Jahre Studium als Vermessungsingenieur hatte. Franzls Eltern hatten sich jahrelang vergebens ein Kind gewünscht. Seine Mutter machte das Gelübde, wenn es Gott geben sollte und es ein Bub würde, sollte er Priester werden. Franzls Vater war Offizier im Ersten Weltkrieg gewesen. Irgendwo hatte er sich Syphilis geholt und endete mit Gehirnerweichung in einer Anstalt. Als Franzl 9 Jahre alt war, wollte er ihn mit dem Küchenmesser abstechen, weil er sich einbildete, er wäre nicht sein Sohn. Die bigotte Mutter brachte ihn in ein Priesterseminar, wo ihn ein Pater durch unsittliche Anträge so schockierte, daß er nicht nur austrat, sondern auch gleich aus der katholischen Kirche.

Franzl kam öfter zu uns. Er beneidete Lina, daß sie so viele Geschwister hatte, er war immer so allein gewesen. Seine Mutter lebte dann in Lebensgemeinschaft mit einem Rauchfangkehrer, der sehr gut zu Franzl war. Nach dessen Tod hat sich Franzl durch Nachhilfestunden, Nebenbeschäftigungen und Ferialpraxis selbst erhalten und sein Studium finanziert. Die Mutter hat das Ende seines Studiums nicht mehr erlebt.

Für uns vier war es ein Glück, daß wir in der für die Jugend so schwierigen Zeit, wo Vater und Mutter wenig helfen können, einen gleichaltrigen Partner fanden. Durch unsere bloße Gegenwart konnten wir einander viel geben. Wie gesagt, von Liebe wußten wir nichts.

Wir hatten schon Angst vor einem Baby und benützten einen Schutzgummi, als ich noch nicht einmal entjungfert war. Das passierte ein Jahr später im Hartäckerpark. Es war schmerzhaft und ich war sicher, daß er mich lebensgefährlich verletzt habe. Darnach konnte er sich wenigstens aus. Er war sehr glücklich, daß er der erste "Mann" in meinem Leben war. Ich war vorher nur einmal kurz und heftig verliebt gewesen. Als mich dieser Galan bald zu einem Freund mitnahm und sich von einem anderen Mädchen, das vor ihm kniete, schön tun ließ, war ich so angeekelt. Sein Freund, den ich vorher nie gesehen hatte, wollte sich meiner bemächtigen, da hätte ich mich beinahe vom dritten Stock hinuntergestürzt. Schluchzend lief ich damals weg und war noch heilfroh dem entronnen zu sein.

Meine Lehrzeit ging im Jänner 1935 zu Ende. Drei Monate musste mich der Lehrherr behalten. Würde er es auch weiter tun? Nein, ich bekam den Kündigungsbrief - eine Katastrophe. Dabei konnte ich es Rudi garnicht sagen. Er war gerade mit der Abschlußklasse auf einer Exkursion in Budapest. Die erste Reise seines Lebens, er war entsprechend begeistert. Alles war kolossal elegant, außerordentlich gewaltig, blendend schön. Wie gewählt er sich ausdrückte, ich war richtig stolz auf ihn, so hätte ich das nie beschreiben können.

Wieder lag ich dem Vater auf der Tasche. Jeden Tag holte ich früh die Zeitung, durchflog die wenigen "Offenen Stellen", schrieb Bewerbungen und lief mich pausenlos vorstellen. Gottseidank fand ich sechs Wochen später, genau gegenüber meiner früheren Dienststelle am Graben, Ecke Spiegelgasse einen Posten als Verkäuferin in einem Dentaldepot, bei Ash & Sons Nachfolger. Es war eine ganz andere Sparte, aber es gefiel mir sofort. Herr Langwieder war ein strenger aber gerechter Chef. Damit war mein erster Schritt auf der Leiter nach oben getan. Nun war ich gleichberechtigt mit den anderen, kein Dienstbote mehr. Ich fand nette Kolleginnen und erstmals auch Kollegen. Entscheidend für meine Einstellung war auch mein Gebiß gewesen. Es war zwar in Ordnung, aber ich hatte noch sozusagen die Milchzähne. Kleine spitze Mauszähne, die jeder separat im Kiefer staken. Das gab mir ein kindliches Aussehen. Mein Zahnarzt sollte mir Jahre später sagen, daß es solche Zähne nur seinerzeit in den ärmlichsten Gebieten Schlesiens gegeben habe. Also eine verspätete Erbschaft.

Nach Einschulung in Büro und Buchhaltung, stellte man mich ins Zahnlager. Da gab es viele in Guttapercha ausgelegte Tablettts, in denen falsche Zähne aufgespießt waren. Die Dentisten kamen mit den Gipsabdrücken und wir mussten mit Hilfe verschiedener Farbschlüssel die Passenden aussuchen. Das Zahnlager war im hellsten Zimmer unter-

44a



...QUALITÄT SERZEUGNISSE

1935

REICHHALTIGES ZAHNLAGER



FRL. BITTNER

FACHGESCHULTES PERSONAL

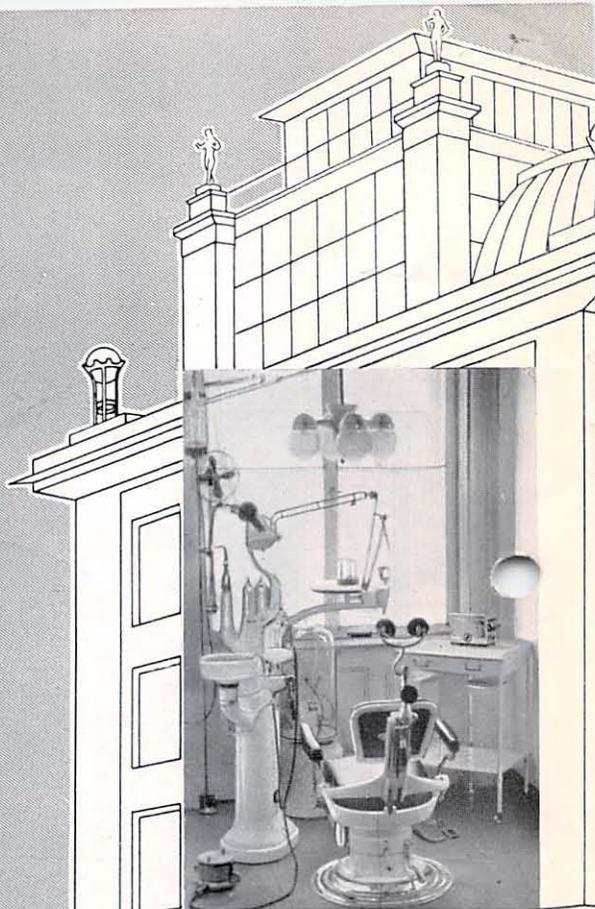


C. ASH & SONS NFG. WILHELM GÖRNER

# C. ASH & SONS NFG. W. GÖRNER IM ZENTRUM

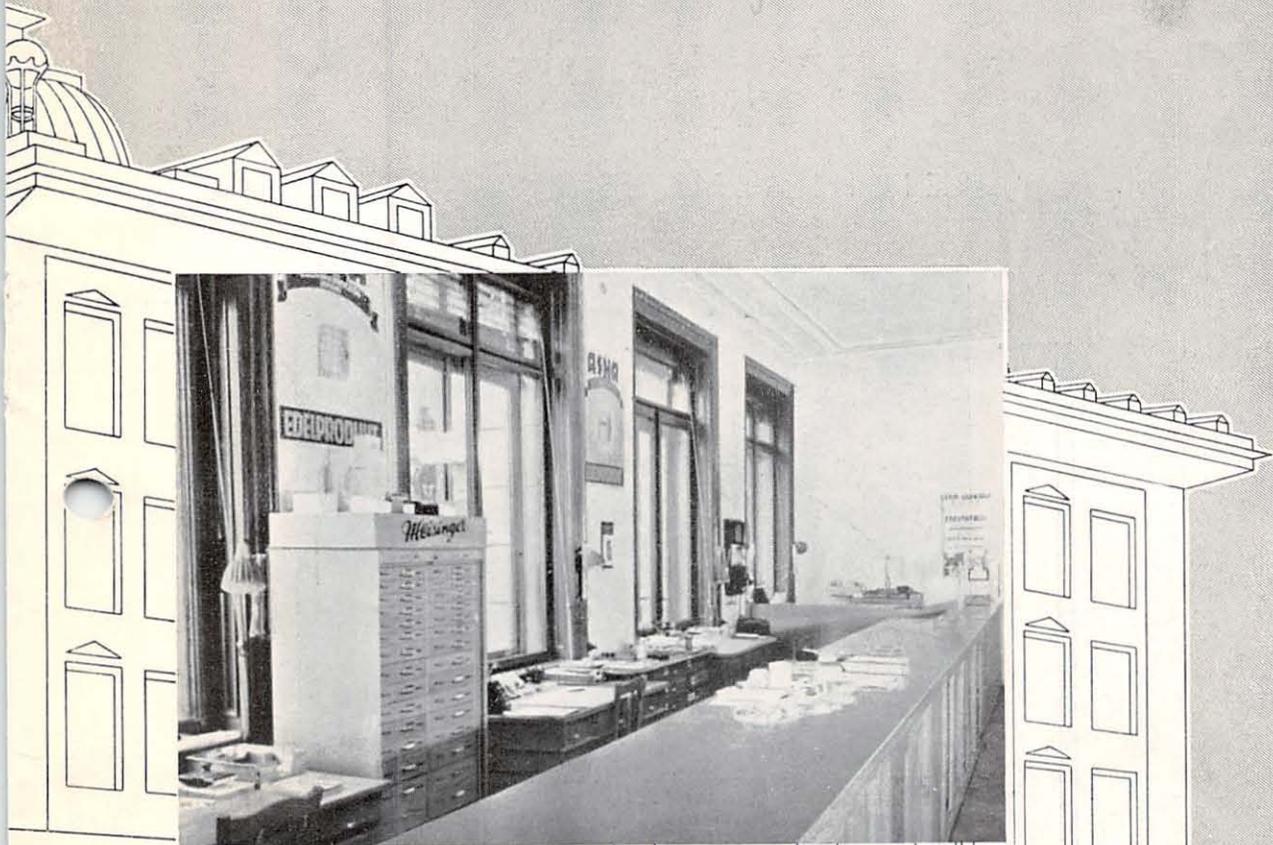


SPIEGELG. 2

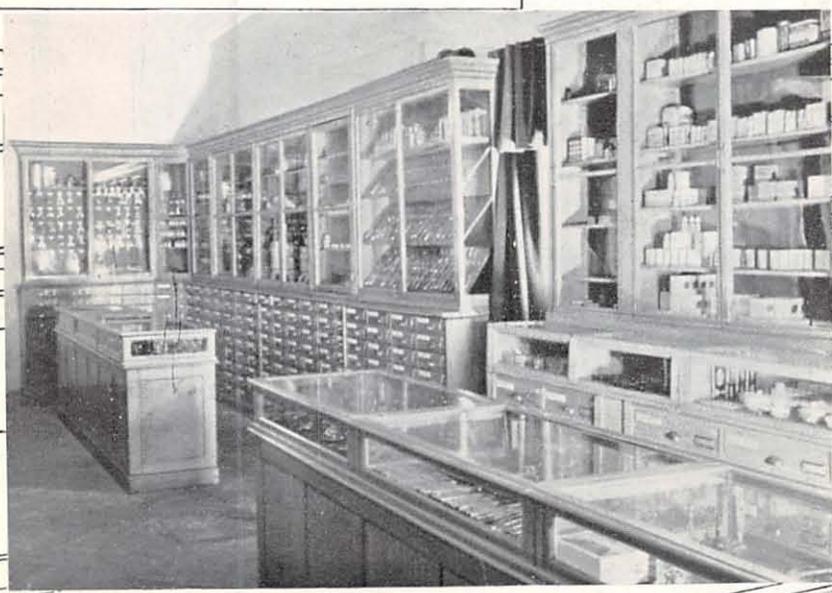


C. ASH & SONS





NFG. W. GÖRNER



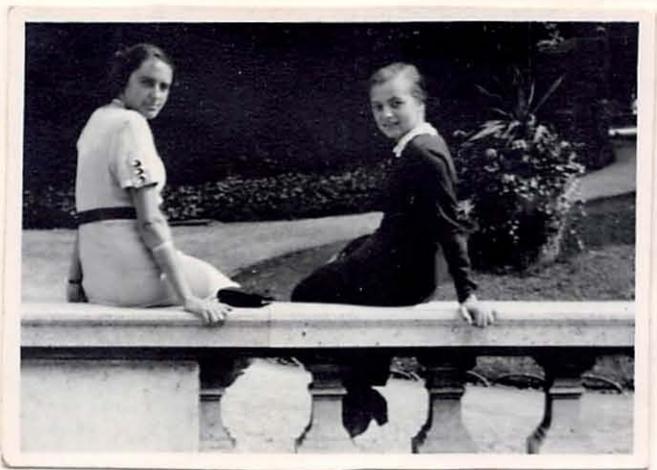
1935

Der künstlerische Gestalter bei Ash & Sons hat diese Portraitstudie von mir gemacht. Mir hat das Bild nie gefallen, weil ich fand es sieht mir nicht ähnlich. Aber die Abgebildete ist ein hübsches Mädchen. Umseitig bin ich mit meiner Kollegin Frl. Bittner.





Bürokollegen bei Ash & Son's 1935





44d



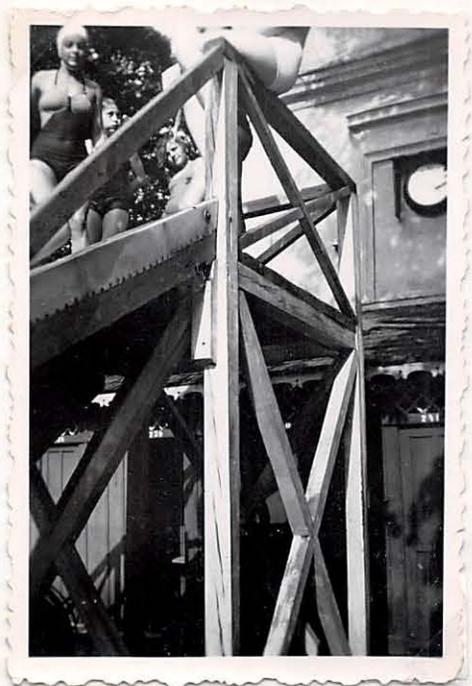
4935

gebracht, im Bckzimmer des ersten Stock. Von da aus sah ich zur Stephanskirche. Ich legte immer großen Wert darauf in einer schönen Umgebung zu arbeiten. Ärmlich genug hatte ich es daheim. Aus dieser Zeit stammt eine Aufnahme im Firmenkatalog. So sah ich damals aus, unglaublich.

Großer Schreck. Ich bin schwanger. Ein Kind kommt unter keinen Umständen in Betracht, ich wohne noch bei Vater, Rudi geht zur Schule. Wie wir damals das Geld aufbrachten und einen willigen Arzt fanden, weiß ich nicht mehr. Herr Dr.M., dem ich mich in meiner Verzweiflung anvertraute, lehnte es glatt ab. Der Arzt, den ich endlich fand, war sehr vorsichtig. Eine halbe Stunde nach dem Eingriff musste ich seine Ordination verlassen. Rudi erwartete mich vor dem Haus. Wir gingen vom Tuchlauben bis zum Schottentor zur Straßenbahn zu Fuß. Beim Gürtel stieg mir eine solche Schwärze in die Augen, daß ich meinte meine letzte Stunde habe geschlagen. Nach Luft ringend ging ich auf die offene Plattform des 38er hinaus. Meht tot als lebendig kam ich heim und legte mich sofort zu Bett. Dabei durfte niemand davon etwas ahnen.

Als wir schon wussten, daß ich ein Kind erwarte, trafen wir uns einmal im Döblingerbad. Rudi lag dort mit einem blonden Mädchen in angeregtem Gespräch. Er tat, als ob er mich nicht kannte, stellte mich nicht vor, ließ mich einfach daneben liegen. Das kränkte mich in meinem Zustand besonders tief. Ich mischte mich mit der Frage in sein Gespräch, woher er das Fräulein kenne. Es stellte sich heraus, daß sie in der Straßenbahn ihren Freundinnen so laut ihre Telefonnummer wiederholt hatte bis er sie auswendig wusste. Solche Einfälle hat er, während ich nicht aus noch ein wusste. Damals hätte ich Schluß gemacht, wenn ich nicht darauf angewiesen gewesen wäre, daß er mir aus der Patsche hilft. In der Retrospektive erkenne ich heute, daß damals die Frau und Mutter in mir das Vertrauen zu ihm als Vater meiner Kinder verloren hatte.

Im Juni 1936 beendete Rudi sein Studium an der Textilfachschule und trat ins Berufsleben. Endlich war auch er soweit. Man kann sich heute nicht mehr vorstellen wie schwierig es damals war für einen jungen Mann, noch dazu einen "studierten", einen Posten zu finden. Er musste froh sein schliesslich - wenn auch branchenfremd - in einem Labor und Druckerei unterzukommen. Es war in einem Kellerlokal und begann um 7 Uhr früh. Dort musste er schmutzige Gläser waschen, stinkendes Zeug einfüllen, verpacken, mit dem Handwagen zur Post fahren, sich anschreien lassen, unbezahlte Überstunden machen. Hatte er dazu studiert, er war unglücklich.



Auch Fra<sub>n</sub>zl hatte sein Studium beendet. Für ihn stand es von vorneherein fest, daß er nach Deutschland gehen würde, wo es Posten in Hülle und Fülle gab. Seine Mutter war in dem Jahr gestorben, sodaß er auch diesbezüglich keine Verpflichtung hatte. Er wollte Lina mitnehmen und heiraten. Dazu brauchte er Vaters Einwilligung. Zu zweit kamen sie, um Vater darum zu bitten. Fra<sub>n</sub>zl verpflichtete sich von nun an für Lina zu sorgen. Er war sehr verliebt und sehr glücklich. Er hatte schon in Bayrischzell einen Posten als Vermessungsingenieur bei der deutschen Bahn und fuhr hin, um alles vorzubereiten. Lina besorgte inzwischen die Heiratspapiere und löste die Wohnung seiner Mutter auf.

Meinen ersten selbstfinanzierten Urlaub erlebte ich im Juli 1936. Von Aufenthalten in Kinderheimen abgesehen, war es das erstemal, daß ich aus Wien herauskam. Mein Ziel war Goisern, weil ich da auch Hermi und Fredi besuchen konnte. Ich war von der Natur überwältigt. Wie eine Verrückte lief ich auf alle Berge, konnte mich einfach nicht sattsehen. Ich hatte ein billiges Logis gefunden in einem einfachen Gasthaus, nur Bett, Tisch, ein Stuhl und einige Nägel in der Holztüre. Aber vor dem Haus murmelte ein Brunnen und die Berge sahen mir zum Fenster herein. Mit dem Geld musste ich sehr sparsam umgehen. Meine tägliche Ration bestand aus 20 dkg feinstaufgeschnittener Extrawurst \_ drei Scheiben auf ein Stück Brot und Fallobst. Höchstens ein Teller heißer Suppe oder Milch. Mit der gleichaltrigen Tochter des Wirts freundete ich mich an. Mit zwei Dorfburschen nahm sie mich zum Ta<sub>n</sub>z mit und einmal zur Begrüßung eines Heimkehrertransportes. Anlässlich des Jahrestages der Ermordung von Dollfuß war eine Amnestie für politische Häftlinge erlassen worden. Als der mit Blumen geschmückte Zug einfuhr, war die Bevölkerung außer Ra<sub>n</sub>d und Band. Tausende waren gekommen und schrieten stundenlang: Sieg Heil, Sieg Heil, Sieg Heil. Ich dachte, das sei ein ländlicher Gruß. In manchen Fenstern brannten Kerzen für Dollfuß.

Vor der Rückkehr nach Wien blieb ich eine Nacht in Salzburg. Nie im Leben hatte ich etwas so zauberhaftes gesehen. In der Welsenreitschule gab man Faust mit Paula Wessely als Gretchen. Natürlich konnte ich mir keine Karte dafür leisten, aber ich sah die Schauplätze. Tagsüber ruhte ich mich am Domplatz aus. Großzügig setzte ich mich in die erste Reihe vor der Bühne, auf der wenige Stunden später Jedermann sein Schicksal erleiden sollte. Abends trieb ich mich in der Nähe herum, sah das elegante Publikum und hörte den schauerlichen Ruf: Jedermann.

Bis November 1936 arbeitete ich bei Ash & Sons. Aber es war seit langem mein heimlicher Wunsch vom Verkauf weg in ein Büro zu wechseln. Einer unserer Kunden, ein Zahntechniker, hatte eine Stahllegierung erfunden, die mundbeständig war und so vielversprechend, daß sich Schoeller-Bleckmann entschloß die Lizenz zu erwerben. Vor-eilig hatte ich meinen Posten schon aufgekündigt und musste dann sechs Wochen warten bis es endlich klappte. Die Stahlzähne erwiesen sich in der Folge als Niete, aber ich hatte einen guten Posten.

Wieder war ich eine Stufe höher gestiegen. Außer guten Stenographiekenntnissen brachte ich keine Vorkenntnisse mit, aber ich begriff rasch. Es war wunderbar bei einer großen Firma zu arbeiten. Es gab eine billige W<sub>e</sub>rksküche. S<sub>c</sub>hoeller-Bleckmann hatte eine Sportsektion und den ehemaligen Hakoaplatz im Prater einmal pro Woche für uns gemietet. Gemeinschaftsausflüge wurden arrangiert. Ich fand viele Freunde und einige Verehrer unter der Belegschaft.

Inzwischen war auch Rudi ein entscheidender Schritt gelungen. Er konnte als Urlaubsaushilfe bei der Firma Hanf- und Jute unterkommen. Wenn auch nichts sicheres, war es doch besser als in der verhassten Druckerei und Laborfirma. Da traf uns ein neuer un-erhoffter Schlag. Am 10. Oktober 1937 wurde er zur militärischen Ausbildung bei den Hoch- und Deutschmeistern in die Rosseuerkaserne eingezogen.

Bisher hatte der Friedensvertrag Österreich nur ein Heer in der Stärke von 30.000 Mann gestattet. Und dieses durfte nur aus Freiwilligen bestehen, die auf Grund von Werbung angeheuert wurden. Das schloß eine Allgemeine Wehrpflicht aus. Erst in 1936 wurde ein neues Landesverteidigungsgesetz erlassen, das das Ausland still-schweigend billigte. Ja es wurde sogar bis zu einem gewissen Grad die Aufrüstung gefördert. Die internationale Lage bzw. der Druck von Deutschland waren derart geworden, daß der Kampf Österreichs um Aufrechterhaltung der Eigenständigkeit vollkommen vergeblich wäre, wenn man verabsäumte das Land in das Minimum eines Verteidigungsstandes zu setzen.

Der Jahrgang 1915 stellte die ersten Rekruten, die nach dem neuen Wehrgesetz ausgehoben wurden. Rudi war des Studiums wegen zurückgestellt worden, aber man hatte ihn nicht vergessen.

Die Hitiag reagierte prompt mit Kündigung, die er jedoch nicht anerkannte, weil niemand wegen Ableistung der Wehrpflicht entlassen werden durfte. Wir wussten jedoch, daß dies nur einen Aufschub bedeutete.



38

Mit Bürokollegen bei Schoeller-Bleckmann



Betriebsausflug nach  
Stift Vorau i.d.Stmk.  
1938







ausflug nach Treben / Pressburg

47 d

38-40



Hahnenberg 38-40

47e



Während der Zeit seiner militärischen Ausbildung erfolgte der Anschluß. Die jüdische Direktion und viele der leitenden Angestellten mußten die Firma verlassen und als er nach Absolvierung der Wehrdienstzeit zurückkehrte, war Platz genug für ihn. Die Hanf- und Jute war ein gut fundiertes Monopolunternehmen mit Aufstiegsmöglichkeiten für einen jungen Mann. Normalerweise kam man in eine solche Firma nur mit großer Protektion hinein.

Die Besetzung Österreichs war schlagartig erfolgt. Die früheren Machthaber waren wie ein Spuk verschwunden. Hitler zog überall als Triumphator ein. An der Spitze der Wagenkolonne, im offenen Wagen stehend, vom Jubel umbraust, fuhr er durchs Land. Was sich damals abspielte hat es nie/und <sup>vorher gegeben</sup> wird es nie wieder geben in ~~niesen~~ einem Jahrtausend. Zum Vergleich kann man nur den Triumphzug römischer Imperatoren heranziehen.

Ich will versuchen für unsere Nachkommen diese Ereignisse so darzustellen wie ich sie verstanden und erlebt habe. Die Keimzelle zu allem kommenden, dafür bestand für mich nie ein Zweifel, ist im Versailler Friedensdiktat zu suchen. Dies hat auch Hitler in seinem Buch und in fast allen seinen Reden uns bis zum Überdruß erklärt. Aber er ist nicht der geeignete Mann hier zitiert zu werden. Dr. Karl Renner, der sowohl in der ersten wie in der zweiten Republik Kanzler und Bundespräsident war und den ich später persönlich kennenlernen sollte, schreibt in seinem Buch "Österreich von der ersten zur zweiten Republik" folgendes; was sich jeder Österreicher zum Selbstverständnis merken sollte.

Zitat:

Die deutsche Bevölkerung der ehemaligen Donaumonarchie, die vom 13. bis zum 18. Jahrhundert der führende Teil des alten Deutschen Reiches war, die seit der Schlacht bei Mohács (1526) ihr Schicksal mit Tschechen, Magyaren und vielen anderen Untertanen desselben Herrschergeschlechtes geteilt und auch in dieser Verbindung als führendes Volk sich zu betrachten gewöhnt hatte, sah sich in 1918 mit einem Male von allen früheren Schicksalsgenossen feindlich bekämpft und im Stiche gelassen und fühlte sich plötzlich herren-, heimat- und bestimmungslos.

Von dem alten Heiligen Römischen Reiche Deutscher Nation und dem späteren Deutschen Bund waren sieben ehemalige Erbländer, waren die alpenländischen Deutschen zurückgeblieben wie Strandgut nach einem großen Schiffbruch.

Die Magyaren besaßen im Augenblick des Zusammenbruchs ihr altes Königreich, ein nationales Parlament und eine legitime Regierung, die für sie handeln konnte. Die Deutschen Österreichs besaßen nicht

einmal ~~den~~ äußerlichen Rahmen eines Sonderdaseins und mussten 49  
sich erst ein Organ des ~~Handelns~~ schaffen. In ganz Alt-österreich  
gab es jedoch 210 erwählte Abgeordnete, denen niemand die Befugnis  
im Namen der Nation bestreiten konnte, die indessen nicht nur die  
sechseinhalb Millionen Deutschen aus den Alpenländern vertraten,  
sondern auch die dreieinhalb Millionen Sudetendeutschen, die Deutschen  
in Südtirol, Krain und aus der Bukowina. Diese Abgeordneten traten  
am 21. Oktober 1918 im Landtagsgebäude von Niederösterreich in Wien  
zusammen und erklärten sich als provisorische Nationalversammlung  
von Deutschösterreich. Ein ehrlicher, starker Glaube beseelte die  
Nationalversammlung, das Vertrauen in die 14 Punkte Wilsons, er  
ersetzte die Funktion der Tradition, er richtete die Hoffnungen der  
Besiegten auf. Das Selbstbestimmungsrecht der Nationen, die "Sicherung  
der Welt" für die Demokratie war im Namen der Entente von Wilson als  
Kriegsziel feierlich verkündet worden, es musste wohl auch für die  
Deutschen Österreichs Geltung erlangen:

- a) die Völker und die Länder werden nicht als ein Gegenstand  
des Feilschens und Schacherns wie Figuren auf einem  
Schachbrett von einer Souveränität zu einer anderen ver-  
schoben werden können;
- b) Jede territoriale Regelung, welche auf diesen Krieg Bezug  
hat, muß im Interesse und zum Vorteil der daran interes-  
sierten Bevölkerung und nicht als ein Teil einer einfachen  
Vereinbarung oder eines Kompromisses wechselseitiger  
Ansprüche rivalisierender Staaten erfolgen;
- c) alle klar umschriebenen nationalen Aspirationen müssen die  
weitestgehende Befriedigung finden, die ihnen nur gewährt  
werden kann, ohne neue Elemente oder die Fortdauer der  
alten Elemente der Zwietracht und des Antagonismus zuzu-  
lassen, welche geeignet wären, den Frieden Europas von  
neuem zu stören.

Die Provisorische Nationalversammlung beschloß:

"Der deutschösterreichische Staat beansprucht die Gebiets-  
gewalt über das ganze deutsche Siedlungsgebiet, insbesondere auch in  
den ~~über das ganze deutsche Volk in~~ Sudetenländern. Das deutsche  
Volk in Österreich will seinen eigenen demokratischen Staat bilden,  
der vollkommen frei entscheiden soll, wie er seine Beziehungen zu den  
Nachbarvölkern, wie er seine Beziehungen zum Deutschen Reich regeln  
will. Er soll sich mit den Nachbarvölkern zu einem freien Völkerbund  
vereinen, wenn die Völker dies wollen. Lehnen aber die anderen  
Völker eine solche Gemeinschaft ab, oder wollen sie nur unter Be-  
dingungen zustimmen, die den wirtschaftlichen und nationalen Bedürf-  
nissen des deutschen Volkes nicht entsprechen, dann wird der deutsch-

österreichische Staat, der, auf sich selbst gestellt, kein wirtschaftlich entwicklungsfähiges Gebilde wäre, gezwungen sein, sich als ein Sonder-Bundesstaat dem Deutschen Reiche anzugliedern. Wir verlangen für den deutschösterreichischen Staat die volle Freiheit, zwischen diesen beiden möglichen Verbindungen zu wählen.."

Ende des Zitats, aber weiter im Buch:

Man stellte sich vor, daß die Nationalversammlung als der Nationalrat der Deutschen mit den übrigen Nationalräten unter der Autorität der Ententemächte eine friedliche Auseinandersetzung, gleichsam eine Einteilung, vorzunehmen hätte, wobei die vielen durch die Jahrhunderte gewordenen Interessen, insbesondere das Interesse an der Aufrechterhaltung des gemeinsamen Wirtschaftsgebietes, sich von selbst durchsetzen müßten. Kaum einem Mitglied dieser Nationalversammlung erschien es möglich, daß die politisch eher harmlosen Bewohner der sogenannten Alpenländer, die in der Politik der Halbburgermonarchie die allerbescheidenste Rolle gespielt hatten, allein mit der Verantwortung belastet werden könnten für ein Regime, das von ungarischen, böhmischen polnischen Feudalherren geführt worden war, und für einen Krieg, der im dynastischen Interesse begonnen, der von Polen und Kroaten in der Hoffnung auf Lösung ihrer nationalen Fragen doch auch als ihr Krieg übernommen worden war, Mit einer solchen Möglichkeit, die in St.Germain Wirklichkeit werden sollte, rechnete in den ersten Tagen der Staatsgründung niemand.

#### Der Waffenstillstand

In der Villa Giusti nächst Padua wurde am 2. November 1918 der Waffenstillstand zwischen Österreich-Ungarn und der Entente geschlossen. Die deutschösterreichische Nationalversammlung weigerte sich, irgendwelche Verhandlungen durch ihre Vertreter zu führen. Der Krieg war von der österreichisch-ungarischen Monarchie geführt, durch den Monarchen des Donaureiches, den Kaiser von Österreich, König von Ungarn usw. erklärt worden, er war niemals allein oder vorwiegend Sache der deutschen Alpenländer gewesen. Sollten diejenigen ihn beenden, die ihn begonnen hatten! Darauf schloß Kaiser Karl den Waffenstillstand für ganz Österreich-Ungarn ab und die deutschösterreichische Nationalversammlung nahm ihn als vollzogene Tatsache hin. Ähnlich verfuhr Ungarn. Beinahe ein Jahr lang, bis zum Friedensschluß von St.Germain, war nun der Waffenstillstand von Padua die völkerrechtliche Grundlage für das Dasein der Deutschen des alten Österreich.

Diese Rechtslage aber wirkte sich praktisch so aus: die heimgeführten Legionen der Tschechoslowaken, die in ihr Vaterland zurückkehrenden Truppen der Jugoslawen, waren ja als eine Armee der

siegenden alliierten Mächte anerkannt, während die eiligst aufgebauten armseligen Wehrformationen Österreichs nach dem Waffenstillstand nicht die Rechte regulärer Truppen besaßen und von ihnen als Meuterer behandelt werden konnten. Die ehemaligen Reichsgenossen besetzten nach ihrem Gutdünken die Gebiete, auf die sie aus irgendwelchen Vorwänden Anspruch erhoben. Die Waffenstillstandskommission aber hatte weder das Recht noch die Lust, sich in diese Fragen einzumischen. Deutschösterreich war von allen Seiten verlassen und nach allen Richtungen wehrlos. Keiner der Nationalräte der ehemaligen Reichsgenossen ließ sich zunächst auf Verhandlungen über eine friedliche Bereinigung der Grenzfragen ein.

### Der Anschluß

Am 11. November 1918 verzichtete Kaiser Karl auf die Ausübung seiner Regierungsrechte in Österreich, am 13. November auf jene in Ungarn. Am 12. November 1918 erklärte die Nationalversammlung Deutschösterreich zur demokratischen Republik. Nachdem sich am 9. November auch das Deutsche Reich zur Republik erklärt hatte, blieb dem von allen Seiten verlassenem, von allen Grenzen her militärisch bedrohten, der Aushungerung nahen Österreich nichts anderes übrig, als den Beschluß des Nationalrates entschlossen zuzustimmen:

"Die Republik Deutschösterreich ist ein Bestandteil der Deutschen Republik." (Art. II der einstweiligen Verfassung).

Ein politisches Bekenntnis, das sich als gebotener Ausweg aus wirtschaftlicher Bedrängnis ergab.

Die Staatsgründung wurde mit Jubel begrüßt. Viele tausende Menschen hatten sich auf dem Ring angesammelt, ganz besonders fiel die große Anzahl von Studenten und Reserveoffizieren auf. Offiziere rissen sich selbst und auch anderen die Rosetten von der Soldatenkappe. (der letzte Paragraph ist von Dr. Schärf aus seinen Erinnerungen).

Die Aufrichtung der Republik Deutschösterreich war nicht das Ergebnis einer Revolution; der neue Staat war die Zusammenfassung jener deutschsprechenden Teile der alten Monarchie, die nach dem Zusammenbruch herrenlos übriggeblieben waren. Die Begeisterung, mit der die Gründung aufgenommen wurde, läßt sich daraus erklären, daß die parlamentarische Tätigkeit im alten Österreich schon seit Jahrzehnten durch den Nationalitätenhader lahmgelegt worden war und daß man im alten Nationalitätenstaat keinen gangbaren Ausweg in eine bessere Zeit finden konnte. Viele Menschen glaubten in jenen Herbstwochen des Jahres 1918, die Deutschen Österreichs, auf sich selbst gestellt, würden nunmehr, ohne durch Rücksichten auf den Nationalitätenstreit gehemmt zu sein, aller Welt zeigen können, wie tüchtig sie seien, man schaute mit Optimismus in die Zukunft, allerdings nur kurze Zeit.

### Der Friede von St.Germain

Die durch die Eigenmächtigkeit der Nachfolgestaaten geschaffene Lage konnte nicht durch Selbsthilfe gemildert, die konnte nur durch die Friedensverhandlungen geändert werden und die junge Republik drängte auf deren Beschleunigung. Erst Anfang Mai traf die Einladung nach St.Germain ein. Die Nationalversammlung bestellte den Staatskanzler Dr.Karl Renner zum Präsidenten der Friedensdelegation. Zu seiner Unterstützung gab man ihm Prof.Gürtler als Vertreter der anderen Koalitionspartei und Prof. Schönbauer als Vertreter der deutschnationalen Opposition mit.

In St.Germain angekommen und hinter Stacheldraht verwahrt, musste die Delegation noch weitere drei Wochen auf die Überreichung der Friedensbedingungen warten, Zeit genug, um sich mit der kaum faßbaren Tatsache vertraut zu machen, daß eigentlich Verhandlungen, daß kontradiktatorische Auseinandersetzungen, garnicht stattfinden, daß die Parteien sich nur zweimal, bei einer feierlichen Eröffnungs- und einer ebensolchen Schlußsitzung, Aug in Aug gegenüberstehen sollten!

Die Eröffnungssitzung am 3.Juli bot folgendes Bild. Die österreichische Regierung saß nicht mit an einem Tisch. An der hufeisenförmigen Tafel saßen die Sieger, an der Spitze Clemenceau inmitten der "big five", an sie reihten sich links und rechts die Vertreter der alliierten, weiter die der assoziierten Mächte und zu unterst die Vertreter der Nachfolgestaaten Österreichs, Staatsmänner und Politiker, die zum größten Teil vor etlichen Monaten noch mit den Vertretern Österreichs zusammen im Wiener Parlament getagt hatten. Die offene Seite des Hufeisens nahm ein Tischchen ein, an dem der Präsident der österreichischen Delegation Platz zu nehmen hatte. Dort die Sieger, hier die Besiegten! Dort die Staatsmänner, die in täglichem Umgang mit den großen der Entente, in täglichem Verkehr mit den Büros des Friedenskongresses die Ergebnisse der Verhandlungen beeinflussen konnten, hier die Vertreter des Restes von Österreich, des übriggebliebenen Winkels, der die Verantwortung für ganz Österreich auf sich ~~zu~~ zu nehmen und von vorneherein verurteilt war, nicht gehört, sondern auf die Erstattung von Schriftstücken beschränkt, von denen es niemals sichere Kunde erlangen konnte, ob sie wirklich vollinhaltlich denen, auf deren Stimme im Rate es so ankam, auch nur zu Gesicht kamen !

Die Ansprache des österreichischen Delegationspräsidenten machte deshalb Eindruck, weil sie in französischer Sprache gehalten und in freimütigem, aber doch zurückhaltendem Tone des Besiegten vorgetragen war.

### Rede

"Lang und hart hat das Volk von Deutschösterreich auf diesen Tag gewartet, der über sein Schicksal Gewißheit bringen soll. Wir haben die Stunde der Entscheidung herbeigesehnt, vor allem, weil die dem schwergeprüften Land endlich den Frieden schaffen soll, dann aber auch, weil sie uns Gelegenheit bietet, vor diesem hohen Forum, auf das die ganze Welt hört, auszusprechen, was wir sind und unter welchen Bedingungen wir ein lebensfähiges, unabhängiges Staatswesen zu werden hoffen können.

Die Donaumonarchie, mit der die alliierten Mächte Krieg geführt und mit der sie den Waffenstillstand geschlossen haben, hat am 12. November 1918 zu bestehen aufgehört. An diesem Tage bestand weder ein Monarch mehr noch eine Großmacht, der ein solcher vorstand, noch der unheilvolle Dualismus, noch eine österreichische oder ungarische Regierung oder Armee, noch irgendeine sonstige anerkannte staatliche Institution.

Es gab nur mehr acht Nationen ohne Staat, und diese schufen sich über Nacht eigene Parlaments, eigene Regierungen und eigene Heere, kurz, ihre eigenen Staatswesen. Unsere junge Republik ist wie alle anderen entstanden und ist ebensowenig wie diese der Nachfolger der Monarchie. Und daraus entspringt der fundamentale Widerspruch, unter den gerade wir am meisten leiden und der hier eine Klärung erwartet.

Einerseits kann man vom Standpunkt des Völkerrechts aus die klaren, jüngst enunzierten Ausführungen des Herrn Präsidenten des Kongresses nicht bestreiten, denen zufolge es jedem völkerrechtlichen Grundsatz widerspräche, zu behaupten, daß zur Tilgung einer von einer Nation bereits eingegangenen Verpflichtung eine Veränderung ihres politischen Regimes oder ein Wechsel ihrer leitenden Persönlichkeiten genüge.

Folglich tragen Gebiet und Bevölkerung der früheren Monarchie insgesamt die Verantwortung für die Folgen des Krieges, zu dem die Machthaber sie alle gezwungen haben. Und so lastet auf uns, auf allen anderen Staaten, die auf dem Boden der einstigen österreichisch-ungarischen Monarchie entstanden sind, ein Teil des furchtbaren Erbes des zerfallenen Reiches: das Erbe des Krieges, das Erbe der Erschöpfung, das Erbe der schwersten wirtschaftlichen Verpflichtung. Aber unsere Republik ist ledig geworden aller jener Herrschaftsgelüste, die zum Verhängnis der alten Monarchie geworden sind, ledig jener reaktionären

Tradition, die die alte Monarchie zum Gefängnis ihrer Völker gemacht hatten, sie ist leider das Opfer jener furchtbaren Schuld von 1914, die die Schuld der früheren Machthaber, nicht die Schuld der Völker gewesen ist.

Andererseits sind die Sukzessionsstaaten alle völkerrechtlich erst nach Einstellung der Feindseligkeiten entstanden, die Republik Deutschösterreich hat als solche niemals einen Krieg erklärt, niemals einen Krieg geführt und ist zu den Mächten des Westens niemals im völkerrechtlichen Verhältnis einer kriegsführenden Macht gestanden. Sicherlich aber hat unsere Republik niemals im Kriegszustand mit den Nationalstaaten gelebt.

Im Gegenteil: Dort in Wien haben sich alle Sukzessionsstaaten in Kommissionen zusammengesetzt, um den Nachlaß des früheren Reiches, vor allem die Rechte und Aktiven des Nachlasses, einverständlich unter sich aufzuteilen. Zwischen ihnen und uns handelt es sich nicht um einen Friedensschluß, sondern darum, unter der Intervention und Garantie der Großmächte, um die wir hiermit bitten, die frühere Gemeinschaft zu liquidieren und die künftigen Beziehungen positiv zu regeln. Trotzdem stehen dieselben Sukzessionsstaaten hier in Paris bei der Übernahme der Verpflichtungen aus der Vergangenheit sich in ganz anderer Rolle gegenüber. Wir hoffen, auf dem Friedenskongreß diesen Widerspruch klarzustellen. Heute außerstande, die Folgerungen aus diesem Widerspruch zu ziehen, behalte ich das der schriftlichen Erklärung an die hohe Kommission vor.

Wir stehen also vor ihnen als einer der Teile des besiegten und untergegangenen Reiches. Bereit, unseren Teil der aus diesem Verhältnis zu den Mächten der Entente entspringenden Verantwortung auf uns zu nehmen, geben wir uns wohl Rechenschaft, daß unser Schicksal in Ihren Händen liegt.

Wir hoffen, daß das Gewissen der Welt auch unserem Volke jenes unveräußerliche Selbstbestimmungsrecht nicht verweigern und nicht verkürzen lassen wird, welches die assoziierten Mächte gegen die Habsburger und Hohenzollernmonarchie als Kriegsziel verkündet haben, welches für unsere Nachbarvölker mit unserer sofortigen und freudigen Zustimmung verwirklicht worden ist und das unser Volk im Vertrauen auf jene Grundsätze der alliierten Mächte zur Grundlage seiner neuen Staatsbildung gemacht hat.

Wir setzen voraus, daß die praktische Vernunft der Welt auch unseren wirtschaftlichen Untergang nicht wünschen und ertragen kann. Der Zerstörung des gemeinsamen Wirtschaftsgebietes der Monarchie, die Abschnürung unseres Berglandes von allen natürlichen Hilfsquellen

haben uns in den letzten sechs Monaten zu Entbehrungen verurteilt, die noch furchtbarer waren als selbst die wirtschaftlichen Leiden des Krieges.

Nur die großzügige Hilfsaktion, die über Beschluß der alliierten Mächte Mr. Hoover organisiert hat, hat uns vor dem buchstäblichen Hungertode gerettet. Aber in all dieser Not hat unser Volk Selbstzucht, Geduld und Einsicht in bewunderungswürdigem Maße gezeigt, es hat seine Revolution nicht durch Blut befleckt, es hat gegen seine Nachbarn, als sie zwei Fünftel seines Gebietes besetzten, im Vertrauen auf diesen Kongreß selbst auf militärische Abwehr verzichtet, es ist eine Stütze friedlicher und organischer sozialer Entwicklung im Zentrum Europas geblieben. Das wird es auch weiter bleiben, wenn ein gerechter demokratischer Friede unserem Lande die wirtschaftliche Existenzmöglichkeit wiedergibt.

Wir wissen, daß wir den Frieden aus Ihren Händen, aus den Händen der Sieger, zu empfangen haben. Wir sind entschlossen, jeden Vorschlag, der uns gemacht wird, auch jeden Rat, den Sie uns geben, in aufrichtigster Weise zu prüfen.

Wir werden unsere Aufgabe vor allem darin sehen, Sie über die Verhältnisse unseres Landes zu informieren und die Voraussetzungen unserer Existenz Ihnen aufhellen. Wenn Sie bisher fast nur die Stimmen unserer Nachbarvölker zu hören Gelegenheit gehabt haben, bitten wir Sie, nun auch uns mit gleicher Aufmerksamkeit anzuhören. Denn Sie, die Schiedsrichter der großen Welt, werden auch über unsere kleine Welt richten. Und es ist billig, daß der Schiedsrichter beide Teile hört.

Wir bitten Sie um eine Entscheidung, welche unsere nationale, politische und wirtschaftliche Existenz und Zukunft sichert. Sie können versichert sein, daß es vor alle, unser Wunsch ist, innerhalb unbestrittener Grenzen in sicherem Besitz unsere nationale Freiheit und Kultur dem Frieden zu dienen und nach unseren Kräften in unserer bescheidenen Rolle an den großen Aufgaben des Völkerbundes mitzuarbeiten."

Ende der Rede.

Zur großen Überraschung der Delegation erhielt sie am 3. Juni nur einen ersten Teil der Friedensbedingungen. Schon dieser Teil verursachte eine wahre Erschütterung und bald allgemeine Niedergeschlagenheit in Österreich. Zum Entsetzen steigerte sich dieses Gefühl, als am 20. Juni der zweite Teil folgte. Nicht nur, daß die Sudetendeutschen einfach ohne jeden Vorbehalt der Tschechoslowakei zugewiesen wurden, auch österreichisches Stammgebiet (Gmünd und Feldsberg) wurde aus Rücksichten der Verkehrsbequemlichkeit diesem nördlichen Nachbarn, Südsteiermark und der südliche Teil von Kärnten den Jugoslawen zugesprochen; das deutsche Südtirol erschien bis auf den Brenner Italien einverleibt.

Mit drei Feinden hatte die junge deutschösterreichische Republik vom ersten Tage an zu ringen. Erstens mit Hunger und Frost - das Land besaß weder Brotgetreide noch sonstige Lebensmittelvorräte. Besonders aber fehlte es an Kohle für den Hausbrand, für den Betrieb der städtischen Gaswerke und der industriellen Unternehmungen. Der zweite Feind war die drohende Anarchie. Der dritte Feind aber waren die ehemaligen Reichsgenossen. Ungarn, Tschechen, Jugoslawen. Die wilden Gebietsbesetzungen bedeuteten eine wirtschaftliche Blockade, das kein Tor als jenes gegen Deutschland hin offen hatte, das tatsächlich im November 1918 einzig und allein vor der Katastrophe des Verhungerns gerettet wurde dadurch, daß das Deutsche Reich infolge einer Bittfahrt österreichischer Staatsmänner einen Lastzug mit Getreide aus den deutschen Militärlagern von Regensburg zu Hilfe schickte, Man kann begreifen, daß diese Hilfe in der höchsten Not die Anschlußstimmung gewaltig g förderte.

#### Die Genfer Protokolle

Österreich war eine Provinz des Völkerbundes. Bittgänge um Kredite zogen sich hin, die Lage war ruinös. Dr. Seipel unternahm im August 1922 eine Reise nach Prag, Berlin und Verona, um diesen Nachbarn die Folgen des drohenden Zusammenbruchs, des Endes eines selbstständigen Österreichs vor Augen zu führen, wobei offenbar der Plan vorwog, die Rivalität der Nachbarn zu reizen. Man behauptet, daß in Verona Seipel Italien eine Münz- und Zollunion mit Österreich angeboten habe; gewiß ist, daß Italien seine guten Dienste anbot und sich von da an als Schutzmacht über Österreich fühlte und gebärdete.

So eigenartig können sich die politischen Schicksale gestalten, daß gerade diejenige auswärtige Macht, die von der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung so leidenschaftlich abgelehnt wurde, sich offiziell zum Freunde und Beschützer des Staates aufwerfen konnte!

Diese sozusagen öffentliche Ausbiegung des Staates hatte den einen guten Erfolg, daß man sich in Genf beeilte und Seipel am 14. September einlud zu Vorverhandlungen. Geld gab es nur unter Verzicht auf einen Anschluß an Deutschland für 20 Jahre und Überwachung durch ein Kontrollaktskmmenkomitee.

Der spätere Versuch (1931) eines bloß wirtschaftlichen Anschlusses, bzw. in Verhandlungen über einen Vertrag zur Angleichung der zoll- und handelspolitischen Verhältnisse des Deutschen Reiches einzutreten, erregte den Westen wie die Nachbarstaaten gewaltig und wurde im Keime erstickt. Dieser Zollunionsvertrag wurde von der österreichischen Bevölkerung beifällig aufgenommen. Alles was großdeutsch und anschluffreufig dachte, war durch die neue Hoffnung ebenso auferweckt wie durch die Enttäuschung erbittert."

Soweit habe ich wörtlich zitiert aus dem Buch von Dr. Renner. Nachstehend die Formulierung von Adolfg Schärf über die Genfer Protokolle aus seinem Buch "Erinnerungen an mein Leben", Seite 89.

"Nach verschiedenen mißlungenen Versuchen erreichte Seipel am 4. Oktober 1922 in Genf eine Vereinbarung, gewöhnlich als "Genfer Protokolle" bezeichnet, die Grundlage der sogenannten "Genfer Sanierung". Österreich verpflichtete sich, auf den Anschluß an Deutschland zu verzichten, dafür sollte es die Garantie von England, Frankreich, Italien und der Tschechoslowakei zu einer Anleihe von höchstens 650 Millionen Goldkronen erhalten. Die Verwendung dieses Geldes sollte unter der Verantwortung eines vom Völkerbund eingesetzten Generalkommissärs, also unter ausländischer Kontrolle, erfolgen. Um die Anleihe zu erhalten, musste daher Österreich manches von seiner Souveränität aufgeben.

Das sonach erstellte Sanierungsprogramm ging im großen und ganzen davon aus: Österreichs Staatsaufgaben und Staatsausgaben auf einen niedrigen Standard festzulegen; die industrielle Entwicklung sollte nicht weiter gefördert, Österreich eigentlich in seiner Entwicklung auf einen einfacheren Stand herabgedrückt werden, um Volk und Land anspruchsloser zu machen. Auf den verschiedenen Gebieten sollte gespart werden. In Durchführung dieses Planes wurden zum Beispiel vom 1. Oktober 1922 bis 31. Dezember 1923 über 61.000 Angestellte des Bundes und der Bundesbetriebe abgebaut; Die in Angriff genommenen Kraftwerksbauten und die bereits begonnenen Teile der Eisenbahn-Elektrifizierung wurden zu Ende geführt, aber die ausländische Kontrolle der österreichischen Finanzen und der österreichischen Wirtschaft fand zum Beispiel, daß es billiger komme, die österreichischen Bahnen mit Kohle aus der Tschechoslowakei zu versorgen, als neue Kraftwerksbauten zu errichten. (Ende des Zitats aus dem Schärf-Buch).



Bundeskanzler Engelbert  
Dollfuß (ganz links) und  
Benito Mussolini am Strand  
von Riccione.

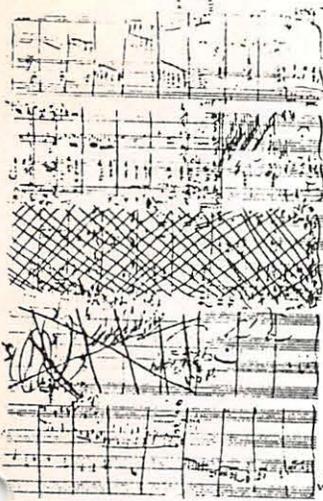
Fotos: Institut für Zeitgeschichte Wien, Ullstein-Bilderdienst

ist ein anderes Bild, das ihn später Freund

### Das Musik- und Theaterfest der Stadt Wien.

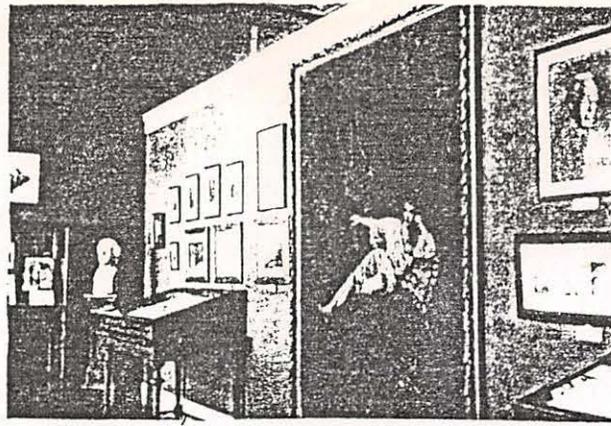
(Mit 6 photographischen Aufnahmen auf Seite 4 und 5.)

Die alte Metropole der musikalischen Welt, unser Wien, feiert in diesen Tagen, von

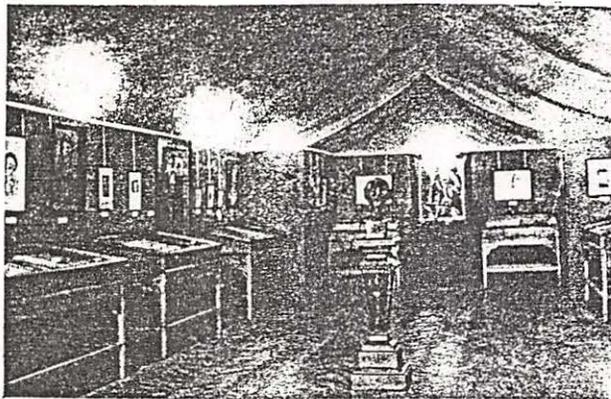


Gustav Mahlers Originalmanuskript von „Das klagende Lied“.

Streit und anderen Krüfen unharmonisch begleitet, ein solches Fest ihrer zwei Ruhmes-titel — Musik und Theater. Im Rathhause wurde am letzten Sonntag das Musik- und Theaterfest 1924 feierlich eröffnet. Richard Strauß stellte die Töne, Bürgermeister Seitz die Worte zur Eröffnung bei — und durch einen ganzen Monat hindurch wird Wien zeigen, daß es nach wie vor auf dem



Richard Strauß und seine Zeit: Mit dem Gemälde „Der Rosenkavalier“ von W. Löffel.



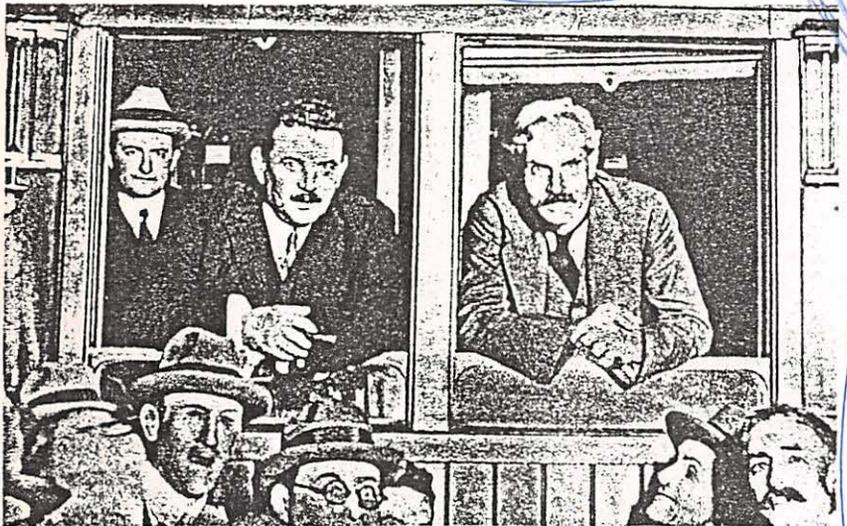
Aus der musikhistorischen Ausstellung im Wiener Rathhaus: Der Saal der modernen Musik. Im Hintergrund das Porträt Arnold Schönbergs. Nach photographischen Aufnahmen.

Gebiete der Musik und des Theaters welt-beherrschend darrte. Eine Reihe feierlicher Aufführungen in der Staatsoper und an anderen Bühnen, eine Zahl hervorragender Konzerte, sowie eine musikhistorische und theatertechnische Ausstellung bieten dem Publi-



Hugo Wolfs Porträt von R. Schmäyer und die Totenmaske Wolfs.

kum und der Fachwelt ganz erlesene Genüsse und werden die Weltherrschaft Wiens auf diesen Gebieten aufs neue und auf das Eindringlichste erweisen. Unsere Bilder zeigen die wichtigsten Details von der Ausstellung, die feierliche Eröffnung und das Bildnis des künstlerischen Schöpfers des Festes Dr. Bach.



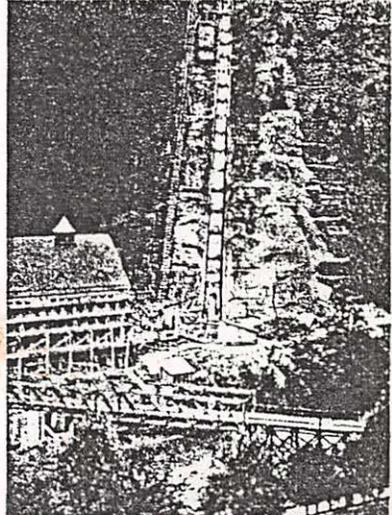
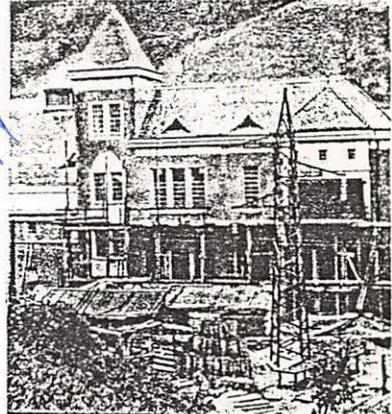
Die Heimkehr von Genf: Die Ministerpräsidenten Herriot und MacDonald bei ihrer gemeinsamen Ankunft im Bahnhof von Paris. Nach einer photographischen Aufnahme.

### Der Völkerverbund in Genf.

(Mit einer photographischen Aufnahme.)

Die große und für Oesterreich so wichtige Völkerverbundtagung in Genf geht zu Ende und die österreichische Delegation mit dem Bundeskanzler Dr. Seipel an der Spitze kehrt in diesen Tagen nach Wien zurück. Vorher hatten die beiden „Helden“ der Tagung, der englische Ministerpräsident MacDonald und sein französischer Kollege Herriot, gemeinsam Genf verlassen und wurden bei ihrer Ankunft in Paris mit wahren Jubel begrüßt. Haben die beiden doch den Grundstein zu dem kommenden wahren Völkerverbund gelegt, der sich wie ein schwaches Morgengrot am Horizont der Zukunft Europas zeigt. Weniger Anlaß zum Jubel hat unser armes Vaterland, dessen nächstes Schicksal gleichfalls in Genf diesmal entschieden wurde, wo Oesterreich um eine Erhöhung seines Budgets und um Freigabe der Creditrechte der Völkerverbundlaufe kämpfte. Wir haben von

diesem angestrebten Ziele einiges, wenn auch nicht alles, erreicht und die Völkerverbundkommission für Oesterreich hat eine Erhöhung des Budgets sowie einen Beitrag für staatliche Investitionen bewilligt. Dagegen aber bleibt die Kontrolle unserer finanziellen Gekahrung durch den Generalkommissar Dr. Zimernan voraussichtlich noch ein Jahr oder darüber weiter aufrecht, so daß wir politisch leider keinen Erfolg erzielt haben. Als Pfaster auf diese Wunde hat man uns in Genf ein schönes Wohlverhaltenszeugnis für unsere bisherigen Leistungen und die aufmunternden Worte bester Hoffnungen für die Zukunft mitgegeben, so daß wir immerhin hoffen dürfen, in absehbarer Zeit unsere vollständige finanzielle Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu erlangen, ein Ziel, das aufs innigste zu wünschen und mit allen geistigen und physischen Kräften des ganzen Volkes und unserer Regierung anzustreben ist.



Die elektrische Kraftwerke in Coppauig. (Oben): Das Kraftwerk, das der erste Wintermah für die Stadtstromleitung (110.000 Volt). — (Unten): Die Pendrohrleitung zum Krafthaus der Gemeinde Wien, Fallhöhe 115 Meter, mit dem Schrägseilzug. Fot. Prof. Dr. J. Weis, Wien.

Zum Schluß noch eine Notiz, nachzulesen in der Wiener Illustrierten vom 21,9,1924 über eine Völkerbundsitzung in Genf. (diese Zeitung ist in meiner Sammlung vorhanden).

"Die große und für Österreich so wichtige Völkerbundtagung in Genf geht zu Ende und die österreichische Delegation unter Bundeskanzler Dr. Seipel an der Spitze kehrt in diesen Tagen nach Wien zurück. Vorher hatten die beiden "Helden" der Tagung, der englische Ministerpräsident MacDonald und sein französischer Kollege Herriot gemeinsam Genf verlassen und wurden bei ihrer Ankunft in Paris mit warmem Jubel begrüßt. Haben die beiden doch den Grundstein zu dem kommenden wahren Völkerfrieden gelegt, der sich wie ein schwaches Morgenrot am Horizont der Zukunft Europas zeigt.

Weniger Anlaß zum Jubel hat unser armes Vaterland, dessen nächstes Schicksal gleichfalls in Genf diesmal entschieden wurde, wo Österreich um eine Erhöhung seines Budgets und um Freigabe der Kreditreste der Völkerbundanleihe kämpfte. Wir haben von diesen angestrebten Zielen einiges, wenn auch nicht alles erreicht, und die Völkerbundkommission für Österreich hat eine Erhöhung des Budgets sowie einen Betrag für staatliche Investitionen bewilligt. Dagegen aber bleibt die Kontrolle unserer Finanzgebarung durch den Generalkommissar Dr. Zimmermann voraussichtlich noch ein Jahr oder darüber hinaus aufrecht, so daß wir politisch leider keinen Erfolg erzielt haben. Als Pflaster auf diese Wunde hat man uns in Genf ein schönes "Wohlverhaltenszeugnis" für unsere bisherige Leistung und die aufmunterndsten Worte bester Hoffnung für die Zukunft mitgegeben, so daß wir immerhin hoffen dürfen, in absehbarer Zeit unsere vollständige finanzielle Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu erlangen, ein Ziel, das aufs innigste zu wünschen und mit allen geistigen und physischen Kräften des ganzen Volkes und unserer Regierung anzustreben ist."

-ooOoo-

Wir haben als Kinder und später Jugendliche diese katastrophale Wirtschaftslage am eigenen Leib erfahren. Jetzt war es unser Glück, daß Vater selbständig war, so konnte er nicht arbeitslos werden. Neue Schuhe konnte sich kaum wer leisten, so fand ein Flickschuster mit Reparaturen immer noch Arbeit. Willy und ich hatten glücklicherweise einen Lehrposten erhalten, Fredi dagegen musste zwei Jahre, bis nach dem Anschluß, auf einen Posten warten, wie hunderttausende andere Jugendliche. In Österreich gab es 400,000 Arbeitslose. Das ist eine auffrisierte Ziffer, denn darin ist die Zahl der Ausgesteuerten nicht enthalten, die mindest doppelt so hoch war. Ein alleinstehender Arbeitsloser unter 25 Jahren erhielt in 1934 zwei Schilling dreissig pro Tag, und das nur zwanzig Wochen, darnach galt er als Ausgesteuerter und bekam bloß die Hälfte. In 1934 erwog man sogar, Personen, die schon eineinhalb Jahre Notstandshilfe bezogen hatten, ganz von jeglicher Unterstützung auszuschliessen. Fredi bekam keine Unterstützung, er galt nicht als arbeitslos, weil er noch nie gearbeitet hatte.

In den Zeitungen wurde die Spalte: "Lebensmüde" immer länger. Finanzielle Schwierigkeiten, Arbeitslosigkeit, Nervenzerrüttung, Notlage, waren die Ursachen. Man las aber auch andere Inserate: z.B. WER gewährt intelligentem Ausgesteuerten Mittagessen? (Siehe Zeitungsbeilage). Oder aus der Rubrik "Gerichtssaal" von der Verurteilung einiger Friseure, die in Arbeiterbezirken die Mindestpreise unterboten, um sich vor dem geschäftlichen Ruin zu retten. Ihre Begründung wurde abgewiesen. Eine Übertretung wäre nur zur Abwendung einer unmittelbar drohenden Gefahr gerechtfertigt. Langsames Verhungern oder Bankrott galten nicht als unmittelbar drohende Gefahr.

Aus dem Radioprogramm: Gemeinschaftsstunde der arbeitslosen Jugend: Wir wandern.

Als Dollfuß im März 1933 den Nationalrat ausschaltete und mit Notverordnungen regierte, hatten wir eine klerikal-faschistische Rechtsdiktatur. Am 19.6.1933 wurde die Nationalsozialistische Partei in Österreich verboten; im Februar 1934 auch die Sozialdemokratische Partei. Es kam zu Demonstrationen, Streiks, ja zum Bürgerkrieg. Die Grenze zu Österreich war gesperrt. Jeder Deutsche musste bei Verlassen des Reiches tausend Reichsmark zahlen. Eine ähnliche Maßnahme wäre auch heute für uns ruinös. Wir sind nun einmal auf den deutschen Wirtschaftsraum ausgerichtet und davon abhängig. Heute ebenso, wo rund um uns der eiserne Vorhang herabgelassen wurde.

Angesichts dieser Zustände war es nicht verwunderlich, daß viele geplagte Österreicher mit Sympathie nach Deutschland blickten, wo nach dem Sieg der NSDAP wieder Arbeit und damit Hoffnung war. Der Faschismus in Italien hatte keine Anziehungskraft für uns, obwohl die Vaterländische Front unter Dollfuß uns noch lieber Italien ausliefert hätte, aber der Verrat Italiens nach dem I. Weltkrieg und der Verlust von Südtirol brannte noch zu schmerzlich. Wäre Deutschland damals noch ebenso am Boden gelegen wie wir, wäre die Sehnsucht vielleicht weniger groß gewesen. Aber Deutschland hatte sich von den Fesseln des Versailler Vertrages befreit und war wie ein Phönix aus der Asche gestiegen. Es ist unmöglich ein großes Volk ständig mit Gewalt niederzuhalten. Es hat uns kein England, Amerika oder Frankreich geholfen, im Gegenteil. Deutschland hat sich selbst und uns aus der Verzweiflung gerettet. Es hat uns wieder das Bewußtsein zurückgegeben einem großen Volke anzugehören. Der Anschluß bedeutete für viele Millionen die Befreiung von der Aussichtslosigkeit, Erlösung aus der erschlaffenden Hilflosigkeit. Wer über diese schreckliche Zeit vor dem Anschluß etwas Gutes sagt, der lügt.

Später hat man öfter gefragt, wie es möglich war, daß ein Volk, das einen Johann Sebastian Bach, einen Beethoven und Goethe hervorgebracht hat, daß sovieler gebildete Menschen sich für Hitler und seine Bewegung begeistern konnten. In dieser Vorgeschichte liegt die Erklärung dafür. Es war der einzige Ausweg aus der Situation, die man uns im Friedensdiktat aufgezwungen hatte, aber davon reden sie nicht. Und gerade die Gebildeten waren am schlimmsten dran. Ein Maurer, Schneider, Anstreicher konnten noch gelegentlich pfuschen und sich über Wasser halten. Die Intelligenzler, die Freiberuflichen waren die Opfer. Gerade für sie war es eine Frage auf Leben oder Tod und man griff zum Leben, es war der Strohalm in allerletzter Minute.

Die politische Lage in Österreich wurde immer unhaltbarer. Unter dem Druck Hitlers kam es am 11. Juli 1936 zu einem Abkommen, das man glaube ich den "deutschen Frieden" nannte. Darin mußten dem nationalsozialistisch eingestellten Teil der Bevölkerung gewisse Zugeständnisse gemacht werden. Seiß-Inquart kam in die Regierung. Es begann ein Tauziehen um Posten, für jeden Nazi musste ein Vaterländischer her. Noch hoffte man auf Selbstverwaltung in Österreich. Es war eine merkwürdig zwiespältige Zeit. Bei offiziellen Anlässen wurde die Aernstock-Hymne und das Deutschlandlied gespielt. So konnte es nicht weitergehen. Der Wiener Bürgermeister Schmitz warnte vor "Meuterern", die sich nicht an die Vereinbarungen hielten. Es wäre unweigerlich zum Bürgerkrieg gekommen.

Am 9. März 1938 hielt Schuschnigg in Innsbruck eine große Rede. Er sagte; "die wichtigste Aufgabe der Regierung sei es für Arbeit und Brot im Lande zu sorgen. Arbeitsplätze für die Jugend zu schaffen. Menschen, die bisher abseits des Arbeitsprozesses stehen mussten, sollten wieder an die Werkbank kommen. Das Heer der Ausgesteuerten müsse kleiner werden. Wir wollen, daß in allernächster Zeit (wann?) 30,000 Jugendliche neu eingestellt werden sollten (wo? warum hatte er das nicht längst veranlaßt?). Durch den Arbeitsdienst sollten weitere Bataillone arbeitswilliger Jugendlicher dem Nichtstun und der Not entrissen und an die Arbeit gewöhnt werden."

Dann kündigte Schuschnigg eine Volksbefragung für den 13. März 1938 an. Seit Herbst 1930 war das österreichische Volk nicht mehr zu den Urnen gegangen. Die Parole lautete:

Ein "JA" für ein freies und deutsches, unabhängiges und sozialistisches, christliches und einiges Österreich. Für Frieden und Arbeit und die Gleichberechtigung aller, die sich zu Volk und Vaterland bekennen."

Zum Schluß rief er die Andreas Hofer-Worte: *Mannder es is Zeit!* Keine Hand rührte sich. Zu oft hatte man leeres Gerede vernommen. Unter Gleichberechtigung aller verstand man nur den eigenen gesicherten Posten in einer Proporzregierung.

Die Amtswalter grüßten Schuschnigg mit: Front-Heil und titulierten ihn: Frontführer. Ich weiß nicht, ob er das von Hitler abgeschaut hatte, oder Hitler von ihm, oder ob beide nur den Duce imitierten. Überall ging es ähnlich zu. In Deutschland marschierten Braunhemden, grüßten mit deutschem Gruß; die Faschisten in Italien mit Schwarzhemden grüßten mit faschistischem Gruß, die Falange in Spanien unter Franco grüßten mit spanischem Gruß, die Vaterländischen mit Front-Heil oder Grüß Gott, was noch übler ist, wenn man die Religion in die Politik bringt. Keiner sagte mehr: Guten Morgen " oder "Guten Abend" und das scheint mir der einzige demokratische Gruß zu sein.

Einen Tag vor der Volksbefragung überstürzten sich die Ereignisse. Schuschnigg war zurückgetreten, Schmitz nicht mehr Bürgermeister, der Volksentscheid abgeblasen. Seiß-Inquart war Regierungschef geworden und rief abredgemäß zur Vermeidung eines Bürgerkrieges deutsche Truppen ins Land. Im Morgengrauen des 12. März 1938 überschritten deutsche Soldaten die österreichische Grenze, ohne einen Schuß abfeuern zu müssen.

Die meisten Österreicher waren durch die Ereignisse überumpelt. Das hatten sich selbst die Sympathisierer wohl nicht erwartet. Nach kurzer Schrecksekunde war man zur Überlegung gelangt, daß dies die Lösung, die Erlösung sei. Ein Begeisterungstau mel erfasste das ganze Land und riß alle mit. Widerstand hat es nirgends gegeben. Österreich ist kein vergewaltigtes Land. Das ist die historische Wahrheit, deren Zeuge ich war. Mit einem Freudenschrei ohnegleichen haben wir die Ketten vom St. Germain zerbrochen. Wie vor zwanzig Jahren, in 1918, haben wir erneut das freudige Bekenntnis zu Deutschland abgelegt, "das sich als einzig gebotener Ausweg aus wirtschaftlicher Bedrängnis ergab."

Am 14. März 1938 hatte Wien den großen Tag. Der Führer kommt! Der Verkehr auf der Straßenbahn, Stadtbahn und Bussen ruhte von 2-7 Uhr. Schulen hatten frei. Von der Stefanskirche wehte die Hakenkreuzfahne. Seit Göbbels die Proklamation des Führers im Rundfunk verlesen hatte, wurden immer neue Slogans lanciert: "Ein Volk, ein Reich, ein Führer" , "Wir danken unserm Führer".

1937 in Karlsbad





zu Fuß unterwegs von Döbling in die Stadt.  
Es muß in 1935 gewesen sein und ich bei Ash & Sons,  
die Währingerstrasse beim Hotel Regina, noch  
keine Autos.



Wien, Eisstoss 1929  
„Verkühle dich täglich!“



DER EISSTOSS IM Feber 1929  
bei der Reitsbrücke Wien



12.3.1988

Zwischenbemerkungen  
-----

Ich schreibe diese Zeilen fünfzig Jahre nach diesen Ereignissen, nach dem "Anschluß" an Deutschland.

Man glaubt diese neuerliche Geschichtsfälschung nicht, aber ich belege sie ausgiebig mit Zeitungsartikel und Reden sowie Interviews. Nun ist man übereingekommen, was erst nur die Übernahme eines Diktats der Siegermächte war, das Österreich aus Staatsraison akzeptieren musste, nämlich,

daß Österreich das erste Opfer Hitlerdeutschlands war.

Die Politiker und die Kreise, die vor zwei Jahren anlässlich der Bundespräsidentenwahl diese Lawine losgetreten haben, würden sie bestimmt gerne ungeschehen machen, aber das geht nicht mehr. Wir sind wieder ein geteiltes, zerstrittenes Land und stehen noch dazu unter dem Druck der jüdischen Weltpresse.

Wie alles ausgehen wird weiß derzeit niemand. Es gibt neue Parteien, neue Zeitungen und hoffentlich einen neuen Rundfunk, denn der jetzige ist viel Schuld an dem Ganzen. Die üblen Methoden der Propaganda mit ihrer einseitigen Unterrichtung und der noch gefährlicheren Technik des Verschweigens ist am Werk. Neues Unrecht zeichnet sich ab. Man will unsere Kinder und Enkel hineinziehen in eine "Kollektivschuld", um sie für alle Zeiten zu verurteilen. Die Leidtragenden werden letzten Endes die Juden sein. Durch den 20-jährigen Krieg in Palästina ist die Welt sensibilisiert worden.



Fotos: Institut für Zeitgeschichte, Wien.





**Oben: Einmarsch der Deutschen.  
Hitler (l.) bezieht  
Quartier im Hotel Imperial.**

Hitlers große programmatische Rede fand am 15. März am Heldenplatz statt. Die ganze Innenstadt war von Menschen überfüllt. Viele Geschäfte und Büros schlossen um zehn Uhr bei voller Lohnzahlung, um der Belegschaft Gelegenheit zu geben, dem historischen Ereignis und der anschließenden Parade am Ring beizuwohnen.

Rudi und mir war es gelungen an der Volksgartenseite des Heldenplatzes ein Eckchen zu ergattern, von wo aus wir über die gewaltige Menschenmenge hinweg Hitler auf die Terasse der Neuen Burg treten sahen. Bei seinem Erscheinen brauste orkanartiger Jubel auf, als wäre Jesus Christus persönlich erschienen. Ich habe nie wieder eine solche Massenhypnose erlebt. Ich erinnere mich noch deutlich seiner Worte:

"Als der Führer und Kanzler der deutschen Nation und des Reiches melde ich vor der Geschichte nunmehr den Eintritt meiner Heimat in das Deutsche Reich."

Am 10. April würde es eine Volksabstimmung geben, zu der auch die Deutschen im Reich aufgerufen werden, ob sie uns haben wollen.

Anschließend wanderten wir mit tausenden anderen zum Hotel Imperial, wo der Führer logierte. Auf die unentwegten Rufe erschien Hitler einigemal am Balkon des ersten Stockwerkes. Es war das einzige mal, daß ich ihn aus geringerer Entfernung sah. Hitler ist ein hübscher Mann, ~~gewissenhaft~~ fand ich. Ruhig trat er auf den Balkon hinaus, sein Gefolge war respektvoll zurückgeblieben. Tief bewegt blickte er umher, hob die Hand zum neuen Gruß und verschwand. Ich, die ich vorher garnicht gewußt hatte was los ist, schrie wie besessen: Heil, Heil, Heil, sodaß Rudi mich erstaunt fragte: "was schreist denn so?" Erst seine Worte brachten mich zur Besinnung. Aber ich wußte dunkel warum ich schrie. Ich wollte nicht mehr zurück in Armut, Arbeitslosigkeit. Kein Mensch zweiter Klasse sein. Hoffnung haben für die Zukunft, ein großer Wirtschaftsraum bot größere Möglichkeiten.

Bei Schoeller-Bleckmann hatte sich einiges verändert. Am Tage nach dem Anschluß stürzten etliche Kollegen in der früh ins Büro. Mit vorgestreckten Arm riefen sie: "Sieg Heil! endlich dürfen wir es <sup>laut</sup> sagen." Und man erzählte sich gegenseitig wie lange man schon heimlich dabei war. Ich war paff. Im Speisesaal hörten wir gemeinsam die Rede des Führers im Radio an. Darnach sprach der neue Betriebsrat, ein bisher ganz unauffälliger, behäbiger Kollege aus der Fakturierung. Er kündigte an, daß jeder Angestellte als "Freudenspende" ein Monatsgehalt bekäme. Das ließ sich ja immer besser an. Zum Abschluß sangen wir die neue Hymne: das Deutschlandlied:

Deutschland, Deutschland, über alles,  
über alles in der Welt.  
Wenn es stets zu Schutz und Trutze,  
brüderlich zusammenhält.  
Von der Maas bis an die Memel,  
von der Etsch bis an den Belt,  
Deutschland, Deutschland, über alles,  
über alles in der Welt.

und dann das "Horst-Wessel"-Lied:

Die Fahnen hoch, die Reihen fest geschlossen,  
SA marschiert, im gleichen Schritt und Tritt.  
Kameraden, die Rot-Front und Reaktion erschossen,  
marschieren im Geist in unseren Reihen mit.

Die übrige Welt teilte nicht unbedingt unsere Freude. Frankreich und England erwogen ein Eingreifen, nur Mussolini distanzierte sich eindeutig. Worauf ihm Hitler folgendes Telegramm sandte: "Mussolini, ich werde Ihnen dieses nie vergessen. Hitler". Die Antwort darauf lautete: "Hitler, Wien. Meine Haltung ist durch die Freundschaft unserer in der Achse verbündeten Länder bestimmt. Mussolini". Als Dank dafür wurde er bald mit der ~~Brennengrenze~~ Anerkennung der Brennergrenze belohnt. Das war ein Wermuthstropfen im Freudenbecher.

Dann kam der Reichsmarschall Hermann Göring nach Wien, um das große Wiederaufbauprogramm zu verkünden. Auch er fuhr stehend im Wagen in Wien ein, die Brust ordengeschmückt, mit dem Reichsszepter grüßend. Viele Großprojekte sollten in Angriff genommen werden in der Ostmark, wie wir nun hießen. Der Rhein-Main-Donau-Kanal, neue Wasserkraftwerke, die Bodenschätze werden ausgebeutet, ein großes Stahlwerk wollten sie errichten und vor allem das Straßennetz muß erweitert werden, für den zu erwarteten Aufschwung der Motorisierung. In Deutschland liefen schon hunderttausende Volkswagen. Wir sahen uns glücklich an. Die Deutschen nehmen wohl meistens den Mund zu voll, aber wenn sie nur einen Bruchteil davon realisieren, brauchen wir keine Angst vor dem Gespenst der Arbeitslosigkeit haben.

Hermann Göring sagte in der Dankesrede an den Führer wörtlich: "Ist je ein Sterblicher so geliebt worden wie Sie, mein Führer? Wenige Staatsmänner in der Geschichte hatten je einen solchen Empfang erlebt." Und: "Hitler sei der Mann, um den die Welt uns beneide. Er wollte immer nur die Ehre, Freiheit und Leben für sein Volk."

Mama war zwischen Hoffen und Bangen hin und hergerissen. Rudis Arbeitsplatz war durch die neuen Ereignisse gesichert, dafür hatte Hansi den Posten verloren. Rudis Stiefvater, Hansi genannt, hatte sich vom Lehrbuben zum Geschäftsführer einer Delikatessenhandlung am Hof emporgearbeitet. Nun wurde das Geschäft arisiert. Es musste, wie alle jüdischen Geschäfte als solches gekennzeichnet sein und viele wagten nicht mehr dort einzukaufen, um nicht belästigt zu werden.



## Innitzer für Hitler!

Als der Nationalsozialismus Österreich im März 1938 überfiel, beeilten sich dessen Bischöfe, ihm ihre Reverenz zu erweisen. Manches aus dieser feierlichen Erklärung mag aus der Angst vor dem Terror der Nazi er-

klärlich sein. Aber vieles darin sieht sehr nach Fleißaufgabe aus.

Das war das Begleitschreiben, das Erzbischof Kardinal Innitzer dem damaligen Gauleiter Bürckel sandte:

### Die Bischöfe Österreichs schreiben an Gauleiter Bürckel



Der Erzbischof von Wien

Wien, am 18. März 1938.

Sehr geehrter Herr Gauleiter

Beigeschlossene Erklärung der Bischöfe Österreichs übernehme ich hiermit. Sie ersuchen daraus, daß wir Bischöfe freiwillig und ohne Zwang unsere nationale Pflicht erfüllt haben. Ich weiß, daß dieser Erklärung eine gute Zusammenarbeit folgen wird.

Mit dem Ausdruck ausgezeichnetster Hochachtung

*und Heil Hitler!*

*+ H. Kard. Innitzer*  
*Es*

Und weil es im maschineschriebenen Text fehlte, setzte Seine Eminenz noch handschriftlich sein feierliches „Heil Hitler!“ dazu.

Aber in der Erklärung selbst kommt es noch schöner: Da wird dem Nationalsozialismus ausdrücklich bestätigt, daß er

„Hervorragendes geleistet hat und leistet.“

„Die Bischöfe begleiten dieses Wirken für die Zukunft mit ihren besten Segenswünschen und werden auch die Gläubigen in diesem Sinne ermahnen.“

Und zum Schluß erachten es die österreichischen Bischöfe für ihre „selbstverständliche nationale Pflicht, uns als Deutsche zum Deutschen Reich zu bekennen“!

Wohlgemerkt, alle sieben Bischöfe Österreichs, Mann für Mann!

Es ist anzuerkennen, daß die Kirche und ihre Bischöfe in diesem Wahlkampf ihre Gläubigen in keiner Weise politisch beeinflusst haben.

Aber ihre betonte Stellungnahme für Hitler ist unvergessen geblieben!

Wird die Österreichische Volkspartei die Bischöfe Österreichs deswegen anprangern und besudeln wollen?

Die ÖVP. mag ihre eigene austrofaschistische Vergangenheit verleugnen — aber sie wird doch am Ende nicht die österreichischen Bischöfe verleugnen?

Hansi wurde nervenkra<sub>n</sub>k und musste zur Erholung nach Gröbming gebracht werden. Die Chefin konnte ihm seinen Lohn nur 50S-weise auszahlen und tat auch dies nur auf unentwegte Mahnungen hin. Hansi brachte nie den Mut auf sie um Geld zu drängen. Ich musste am Heimweg täglich vorbeigehen und Mamas Wirtschaftsgeld erpressen.

Nun begann eine vollkommene Umstellung aller Werte und Begriffe. Die bisher oben waren, befanden sich nun unten, nur diesmal waren es einmal nicht wir. Es betraf vor allen Dingen die Juden. Sie wurden aus allen öffentlichen Ämtern entfernt. Richter, Rechtsanwälte, amtliche Funktionäre, Professoren, Ärzte, Direktoren wurden ihrer Posten enthoben. Ihre Fabriken und Geschäfte kamen unter kommissarische Verwaltung. Viele Juden hatten Österreich bereits verlassen. Altmann & Kühne hatten vorher verkauft und waren nach Amerika emigriert. Manche waren geblieben, darunter Herr Dr. Moszkovics, seine Frau war Arierin, nur die Kinder waren ins Ausland gegangen. Viele arme Juden hatten keine Möglichkeit auszuwandern, weil die "achbarstaaten Ungarn, CSR, Polen, die Grenzen gesperrt hielten. (Siehe Zeitungen aus den Umbruchstagen in der Beilage). Auch England und Amerika gaben nur zögernd Einreiseerlaubnisse. Auswandern war eine reine Geldfrage.

Viele Hauswände und Gehsteige wurden nachts mit Parolen beschmiert, manchmal auch antä-nationalsozialistischen. Egal was da stand, die Juden mussten es wegwaschen. Das sah ich einmal Am Hof, vor dem Gebäude der Vaterländischen Front. Unter den Aufwaschern erkannte ich den Komiker Armin Berg, der uns mit seinen Witzen oft zum Lachen gebracht hatte. Das war peinlich, man wünschte das nicht, es trübte die Freude, man war damit nicht einverstanden, man sah weg und bald vergaß man es.

Nicht vergessen werden Mama und ich den Aufklatsch im Hof, Wir stürzten zum Fenster, da lag der jüdische Hausherr verstümmelt in einer Blutlache. Er hatte sich vom Gangfenster des fünften Stockwerkes in die Tiefe gestürzt, als man ihn aus seinem Haus und seiner Wohnung treiben wollte. Dabei wäre ihm sowieso nichts passiert, sagte die Hausbesorgerin.

Sonst sah ich überall nur positive Veränderungen. Ab 16.3.38 erschien in Österreich der großformatige "Völkische Beobachter", der seitenlang offene Stellen anpries. Hansi fand sehr bald einen neuen Posten als Vertreter einer norddeutschen Fischkonse~~ven~~fabrik. Glücklicherweise stürzte er sich in den neuen Beruf. In seinem Alter hatte er nicht mehr zu hoffen gewagt noch je Arbeit zu finden. Sein Nervenleiden war wie weggeblasen. Bald war er gut bei der Kundschaft eingeführt, die Arbeit konnte er sich nach Wunsch einteilen, vieles

erledigte er telephonisch. Mamas Lieblingsbeschäftigung war es geworden abends auszurechnen was seine Aufträge an Provision einbringen würden.

Nach der Friedhofstille in Österreich war es wieder ein Vergnügen Zeitungen zu lesen. Es regnete neue Verordnungen. Das Umtauschverhältnis von Schilling auf Reichsmark war mit 3 : 2 festgesetzt worden. Tausende Österreicher fuhren als Gäste ins Reich und hier gab es überall herzliche Verbrüderung mit den deutschen Soldaten. Mir ist kein einziger Fall bekannt geworden, daß es irgendwelche Schwierigkeiten gegeben hätte. Die Soldaten benahmen sich auch muster-gültig. Alfred und Herbert kamen für zwei Monate zu Pflegeeltern nach Deutschland. Beide waren begeistert, Herbert wollte garnichtmehr nachhause kommen.

In der ersten Zeit teilte der Bayrische Hilfszug warmes Essen an die Bevölkerung aus. Später hörte ich oft sagen, daß dies nur eine Augenäuswischerei war, daß es in Wien mehr zu kaufen gegeben habe als in den Geschäften im Reich. Der Unterschied war nur, daß es sich die meisten Wiener nicht leisten konnten. Ich hatte noch nie eine Banane geschmeckt, was nützte es mir, daß es welche gab? Es kommt immer darauf an, aus welcher Perspektive man etwas betrachtet. Ich weiß, daß der nahrhafte Fleisch-Eintopf des Bayrischen Hilfszuges anfangs für tausende Wiener ein Segen war.

Mit einem Schlag waren die Bettler und Straßensänger aus dem Stadtbild verschwunden. Die Fürsorge hatte sich ihrer angenommen, bis auch sie - wenn arbeitsfähig - einen Posten hatten. Betteln war für einen deutschen Menschen unwürdig geworden.

Unsere Seligkeit dauerte nicht lange. Am 10. September 1938 wurde Rudi wieder zum Militärdienst eingezogen. Damit hatten wir nicht gerechnet. Bisher war mit der militärischen Ausbildung das Soldatsein für immer erledigt. Es hieß "Manöver". Er wurde auf den neuen Oberbefehlshaber der Wehrmacht vereidigt. Die Formel lautete:

"Ich schwöre bei Gott diesen heiligen Eid, daß ich dem Führer des deutschen Reiches und Volkes, Adolf Hitler, dem obersten Befehlshaber der Wehrmacht, unbedingten Gehorsam leisten und als tapferer Soldat bereit sein will, jederzeit für diesen Eid mein Leben einzusetzen."

Wieder musste er seinen Beruf aufgeben und tun was ihm nicht gefiel. Vor allen Dingen marschieren, marschieren. Er war bei der Infanterie. Tagelang nicht aus den Uniformen kommen. In Ortschaften kampieren, wo es weder Gasthaus noch Postkarten gab. Nach Ende der Manöver

waren sie etwa 100 km nördlich von Wien und marschierten zu Fuß heim. Insgesamt waren sie 300 km auf eigenen Sohlen unterwegs gewesen. In Schuhen, die ausgeteilt wurden nach dem Motto: paßt schon.

Glücklich, wenn auch mit Blasen an den Füßen, waren sie in Wien angekommen, wurden aber nur neu formiert und schon wieder auf die Reise geschickt, und zwar an die tschechische Grenze, es galt das Sudetenland zu befreien. Aus den erst kürzlich Befreiten waren nun selbst Befreier geworden. Im Radio hörte man den ganzen Tag Marschmusik, bis zum Überdruß den Egerländermarsch.

Am 10. Oktober 1938 ist Rudi mit seiner Gruppe in Zlabings eingetroffen. Er schreibt, der Empfang habe zwar durch das Wetter gelitten, es regnete und war bitterkalt, aber die Leute hätten vor Freude geweint. Am 26. Oktober sind sie bei der Durchfahrt des Führers in Piessling Spalier gestanden. Ende Oktober hatten alle Reservisten wieder abgerüstet, Rudi war beim letzten Regiment.

In 1928 war es bei uns daheim so, daß nur Herbert, der noch zur Schule ging, und Alfred zuhause waren. Alfred, jetzt 16-jährig, fand seine erste Beschäftigung als Lagerarbeiter bei der Firma Tomassoni. Darli und Hermi waren in Goisern. Hermi sollte im Juni 1939 das Waisenhaus verlassen, sobald die Schulzeit vorüber war. Willy wohnte bei seinem Lehrherrn, Lina lebte in Deutschland, verheiratet.

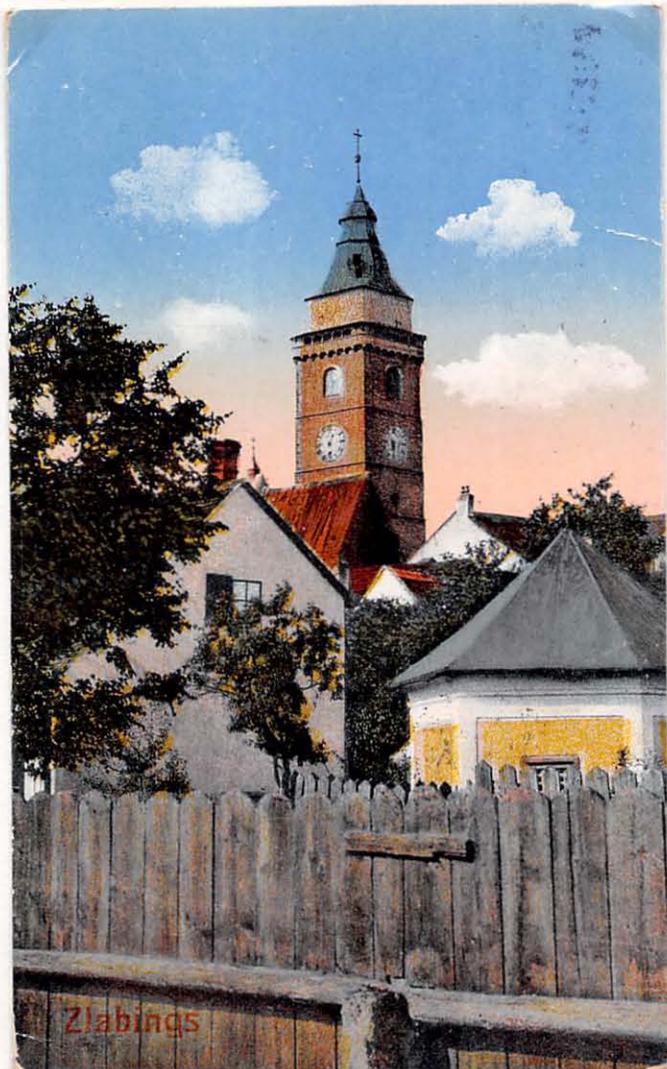
Da ich nun einen regelmässigen Verdienst hatte und nicht mehr zu fürchten brauchte arbeitslos zu werden, sah ich mich nach einer Wohnmöglichkeit um. Ich wollte weg von daheim, ganz auf eigenen Füßen stehen. Ein glücklicher Zufall führte mich beim "Heimhof" in der Peter Jordanstraße 32 vorbei, wo ein Aushängeschild am Tor mein Interesse erweckte. Ich las, daß hier einige Zimmer frei wären. Schon war ich drin und erkundigte mich.

Der Heimhof ist eine Schöpfung der Frauenrechtlerin Auguste Fickert - Gott hab' sie selig - und wurde gegründet zu dem Zwecke, alleinstehenden arbeitenden Frauen eine menschenwürdige Unterkunft zu bieten. Sie muß dabei direkt an mich gedacht haben. Von den etwa 40 Einzelzimmern waren die Hälfte leer, weil nach dem Umbruch alle Jüdinnen hatten ausziehen müssen. Ich lief sofort in die "entrale der gemeinnützigen Genossenschaft "Heimhof" und machte die Sache perfekt. Am 1. Jänner 1939 sollte ich einziehen. Ich hatte mir ein gassenseitiges Zimmer im zweiten Stock ausgewählt. Jedes Zimmer hatte ein Fenster, die Einrichtung bestand aus: Schrank mit Innenspiegel, Bett, Tisch mit zwei Stühlen und Waschbecken. Jedes Stockwerk besaß ein Bad, man schrieb seinen Namen auf den Vormerkblock, dann gab es kein Warten, die Wanne war schon eingelassen und wurde gesäubert.

6609



Der Führer in Zlabings.



Es gab Telephon im Haus, mittels Häustelesphon wurde man hinuntergerufen. Im Souterrain hatten wir einen schönen Aufenthaltsraum und Bibliothek. Ferner gab es einen Dachgarten mit Dusche und Holzpritschen, wir hatten einen schönen Speisesaal, einen Bügelraum, aber vor allen Dingen einen schönen Garten mit Bänken und Liegestühlen.

Ich kam mir vor wie eine Prinzessin, mit Bedienerin, Garten, Telephon, Köchin. Nie hätte ich davon zu träumen gewagt. Mit einemmal kam alles meine Straße daher.

Auch beruflich war ich vorangekommen. Schoeller-Bleckmann hatte einen kleinen Harzmetallbetrieb in der Auhoffstraße in Ober-St. Veit aufgekauft. In einer leerstehenden, einstöckigen Villa hatte man im Parterre ein Büro eingerichtet, der Betrieb war im Gartentrakt. Mich hatte man zur Erledigung der Schreibarbeiten und Lagerführung dorthin versetzt. Erst kam ich mir in der Verbannung vor, ich vermisste die Kollegen und die Wiener Innenstadt. Zum erstenmal konnte ich nicht zu Fuß ins Büro gehen. Meiner Veranlagung entsprechend, hatte ich mich bald gemütlich eingerichtet, die Arbeit hielt mich nicht davon ab meinen Privatvergnügen zu frönen, wie Gobelintawche sticken oder lesen. Sobald es das Wetter erlaubte, saß ich im Garten im Streckstuhl, das Telephon am Fensterbrett der Werkstätte. Als mir der Direktor dann eine Gehaltserhöhung gewährte, war ich nicht nur mit meinem Los ausgesöhnt, sondern ging nach einem Jahr ungerne in die Zentrale zurück, wo ich nur eine Nummer war.

Ein paar Straßen weiter, in der Geylinggasse in Hietzing, wohnte jetzt auch die Elli-Tante. Rudis Tante hatte sich in ihren Zahnarzt verliebt, perverser Geschmack. Alfreds Schwester war Parteisekretärin in der Kanzlei Dr. Renner gewesen und kurz vor dem Umbruch nach England emigriert. Damit ihr die Villa erhalten bleibt, wohnten ihr Bruder, Herr Effinger, und die Ellitante dort.

Den größten Umschwung für mich hatte das Jahr 1938 aber auf kulturellem Gebiet mit sich gebracht. Wir hatten uns ein Abonnement für die Josefstadt genommen, das damals unter der Direktion von Hilpert hohes Niveau hatte. Das ist keine nostalgische Phantasie von mir, das beweisen meine gesammelten Theaterprogramme. In der Spielzeit 1938/39 sahen wir Raimunds "Bauer als Millionär" mit Hans Moser, von Somerset-Maugham "Mein Freund Jack", "Die Wienerinnen" von Hermann Bahr, "Glastüren" von Lernet-Holenia, "Wie es Euch gefällt" von Shakespeare.

Postkarte



Ihr werdet schon ausfindig sein  
dass ich solange beim Oberst.  
offizieren habe, denn heute  
ist eine große Post für  
das Heim Dorf wieder  
einmal fest. Ich grüßt.

Wohlg. Herrn Stoman

Quirna XXI Bez

Hauptstrasse Nr 103

II. B. 7/13

mit Liebe  
und Herzlichen Grüßen

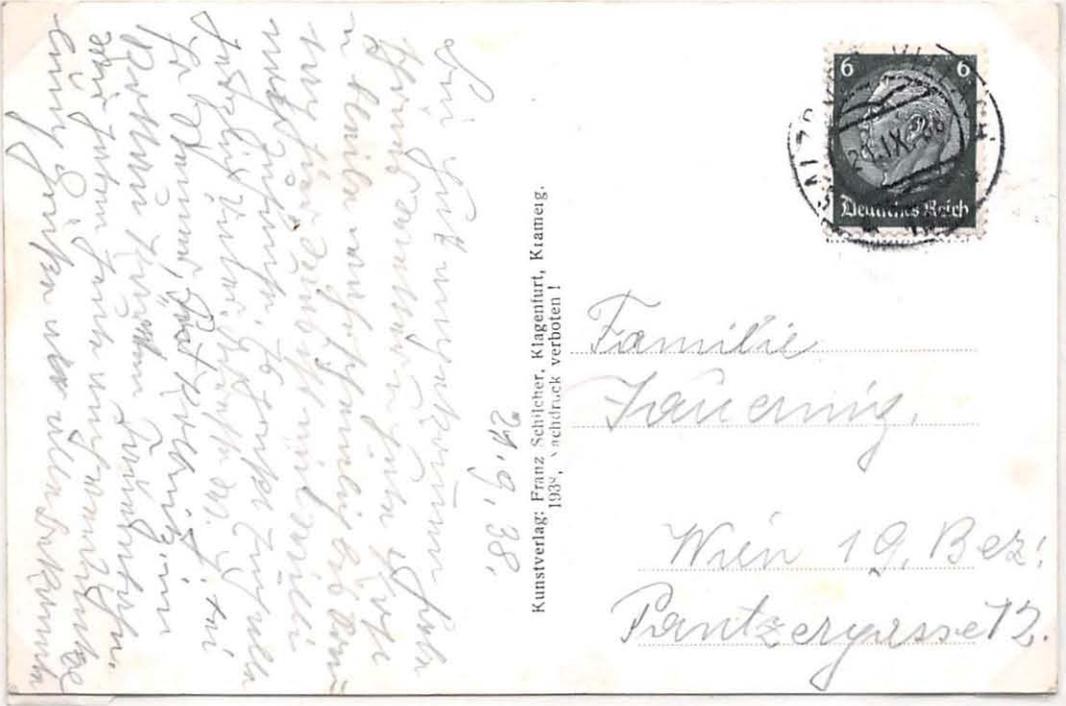
Wien 4

Grüße aus Sinsiedel vom A. König's Gasthof.



Grüße aus Sinsiedel vom A. König's Gasthof.  
J. Olbrich, Kunststalt, Würbenthal 1902, gesetzlich geschützt.

Diese Karte ist historisch, weil sie die einzige schriftliche Äußerung ist, die wir von Vater besitzen. Er war damals auf Brautschau in Kärnten. Aus einer Bindung mit Frau Steiner ist jedoch nichts geworden, nähere Einzelheiten sind uns nicht bekannt. Es war fünf Jahre nach Mutters Tod.



Bin gut angekommen  
habe schönes Wetter  
und gute Kost und  
bleibe wahrscheinlich  
bis Sonntag hier. Was  
ist mit Willi noch  
zu Hause. Es grüßt  
Euch alle herzlich  
Vater.  
Adresse W. (Wilhelm)  
J. (J. a. u. v. i. g.) bei Frau  
Steiner, Post Kolbritz  
an Rottau, Kärnten,  
Tauernbahn.  
Wir haben heute auch  
Verdunkelung  
Grüße an alle Bekannten

1938 Urlaub am Faakersee, Kärnten



In der Villa "Aschgan" wohnten wir



Faahersee  
38

Faahersee  
38



An Gerhard Hauptmanns "Dorothea Angermann" erinnere ich mich noch besonders gut. Es ist eine furchtbar traurige Geschichte, Paula Wessely spielte die Titelrolle. Während der Pause, als ich wenige Minuten allein vor dem Buffet stand, sah ich einen Herrn ein Glas Sodawasser trinken. Ich bestellte mir "das nämliche". Der hohe Preis empörte mich zwar, die sollten besser "die Räuber" spielen. Ich trank das Glas in einem Zug aus, damit Rudi von meiner Verschwendung nichts erfuhr. Hm, ich leckte mir die Lippen, gut war es wenigstens gewesen. Was ich nur immer für ein Vorurteil gegen Sodawasser hatte, es war doch nicht ein bisschen hart zu schlucken. Nie wäre ich auf die Idee gekommen, daß jemand an einem gewöhnlichen Tag Sekt trinkt, das war doch höchstens etwas für Silvester. Wir kletterten wieder auf unsere Lucesitze und das Drama nahm seinen düsteren Verlauf. Plötzlich kam mir alles so komisch vor, lächerlich, gekünstelt, papieren und "geschwolln". Ich sah Rudi an, der gesammelt dasaß und als ich eine Frau gar weinen sah, konnte ich mich nicht halten und lachte hell auf. Je mehr man mich zur Ruhe mahnte, desto schlimmer wurde es und Rudi musste mich hinausführen. "Was ist denn los mit Dir", wollte er erbost wissen "und wieso riechst Du so nach Alkohol?" "Wieso, ich hab' doch nur ein Glas Sodawasser getrunken.

Was waren das damals für Besetzungen. Erstklassig bis zur letzten Charge. Meine Lieblinge waren: Siegfried Breuer, Anton Edthofer, Christl Mardayn, Hilde Krahl, Paula Wessely natürlich und Attila Hörbiger, beide unvergesslich in "der Widerspenstigen Zähmung" und er als "Dr. med. Hiob Prätorius". Die Thimogs oder Matthias Wiemann mit Angela Sallocker und Will Quadflieg in "Gyges und sein Ring." Mit glühenden Wangen hörte ich in Shakespeares "Was ihr wollt" Phöbe sagen:

Sag, guter Schäfer, diesem jungen Mann  
was lieben heißt.

Und Silvius:

es heißt, aus Seufzern ganz bestehn und Tränen,  
es heißt, aus Treue ganz bestehn und Eifer.....

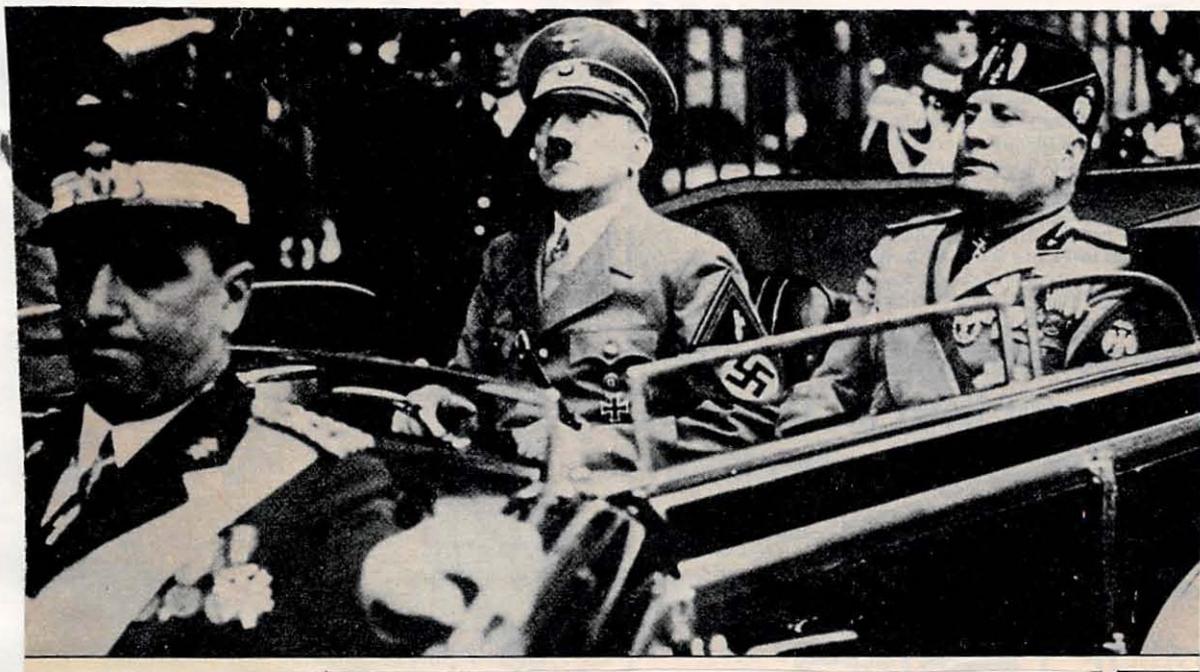
Dann war ich den Tränen nahe. Die schönsten Stellen behielt ich wörtlich im Kopf und sagte sie mir tagsüber immer wieder vor. Sonst freilich ging es turbulent zu bei Shakespeare. Man musste verteuftelt aufpassen, um alle die Intrigen, Verwechslungen, Doppelrollen zu entwirren. Der häufige Szenenwechsel machte mich ungeduldig, ich wollte nicht immer aus dem Zauberbann gerissen werden. Dem eingebildeten Malvolio gönnte ich es, an der Nase herumgeführt zu werden, obwohl ich sonst Anton Edthofer nur Gutes wünsche. Warum nahm er solche Rollen an, er sollte nur Helden spielen. Hatte er wirklich geglaubt, er könne das süße Mädchen kriegen, einfach lächerlich.

Weihnachten 1938 war ein glückliches Fest für uns alle. Rudi hatte die sechswöchigen Manöver beendet. Hansi hatte in drei Tagen aus der Provinz Fischkonservenaufträge für RM 1000 heimgebracht. Jetzt brauchte man gar keine Verkaufskanone zu sein, die Leute hatten wieder Geld und leisteten sich auch einmal etwas besonderes. Das soll aber seine Verdienste nicht schmälern. Hansi war der geborene Verkäufer, er hatte den richtigen Schmah. Vater begann sich energisch um eine Frau umzusehen, seit ich ihn verlassen will und ich soll in einer Woche in mein neues Quartier in den Heimhof übersiedeln.

Leider wurde Rudi schon am 6. Jänner 1939 wieder zur Wehrmacht eingezogen. Diesmal hieß es "Umschulung". Nur zwei Monate war es ihm vergönnt gewesen an seiner beruflichen Karriere zu arbeiten. Er hatte schon wirklich Pech. Schwer trennte er sich vom Zivilleben, um in Norddeutschland, in Verden an der Aller, in feuchten Sanddünen zu robben, am Bach durch die Gegend zu gleiten, marschieren, exerzieren.

Militarismus ist eine Männerkrankheit. Nie konnte ich verstehen, warum man den Soldaten einen so unnatürlichen Gang eindrillte. Kein Mensch geht jemals so, wie ein Hampelmann. Er hatte sich einen Trainingsanzug mitgenommen, um darin zu schlafen. Da hatte er aber die Rechnung ohne den preußischen Kommiss gemacht. Man darf nur im Hemd schlafen, man darf keine Privatwäsche tragen, man darf nicht... man darf nicht. Es grenzt an jesuitische Willensberaubung. Trotz Zentralheizung und Vorhängen kann man sich in der Kaserne nicht wohlfühlen. Das war wohl auch nicht beabsichtigt.

Ich hatte direkt ein schlechtes Gewissen, daß es mir so gut ging im Heimhof, während er diesen widerlichen Dienst versehen musste. Gottseidank war es nur auf sechs Wochen befristet, man konnte die Tage zählen. Meine Zeit war damit ausgefüllt, mir mein Nest gemütlich zu machen. Da das weiß lackierte Eisenbett wie ein Spitalbett aussah, stellte ich den Drahteinsatz auf zwei Holzblöcke. Mit einem Überwurf darübergebreitet, sah es wie eine Couch aus. Dahinter wurde roter Jutestoff gespannt und das Liebesnest war fertig. Die Nachbarin schenkte mir ein Tischtuch. Von der Vorgängerin erstand ich für 7 Mark eine Stehlampe. Frau Dr. M. kam mich besuchen und brachte mir das Bildnis des jungen Goethe in einem breiten Nußholzrahmen. Er blickt einem überall nach. Mit ihm im Zimmer kann ich nicht mehr einsam sein. Frau Dr. M. gratulierte mir aufrichtig und sagte, sie sei stolz auf mich. Am Fensterbrett stand der Glücksklee, den mir Rudi zum Einzug geschenkt hatte. Er wucherte üppig. Soviel Glück konnte ich garnicht verkraften.



Der Führer und  
der Duce (l.):  
Die erste Geige  
spielte  
zuerst Mussolini,  
später aber  
Hitler.



„EINZELMARSCH“

1940

Immer wieder eilte ich zum Fenster, um hinauszusehen. Überall schöne Villen und ich mitten drin. Frau D.<sup>r</sup>.M. wohnte schräg gegenüber, nur vier Häuser die Straße aufwärts. Oft, wenn ich abends aus dem Fenster sah, bemerkte ich den Herrn Primarius gemessenen Schrittes die Peter Jordanstraße hinaufwandeln, den Kopf sorgenvoll gebeugt. Er musste den Davidstern tragen und durfte nurmehr seine Glaubensgenossen behandeln. Heidi war in die Schweiz emigriert und Otto der Sohn war als Geodynamiker in Indonesien.

Endlich war auch meine Verpflegung zufriedenstellend geregelt. Nun aß ich schon ein ausreichendes Frühstück, speiste mittags in der Werkskantine und abends am stets hübsch gedeckten Tisch des Heimhof. Im Krankheitsfalle wurde einem das Essen aufs Zimmer serviert, kam man später heim, fand man das Menü im Warmhalteofen.

Jetzt konnte ich sonntags bis Mittag im Bett bleiben. Abends las ich noch lange im Bett, ungestört von Flöhen und Wanzen. Aus der Heimhof-Bibliothek borgte ich wertvolle Bücher aus, die mein Innenleben grenzenlos erweiterten.

Wie schön war die Welt. Ich hatte keine Ahnung davon gehabt. Hatte gedacht das wäre alles nur für die anderen da. Wie die Rose von Jericho nach jahrelanger Dürre bei einigen Tropfen Wasser wieder ihr Geflecht ausbreitet, so begann ich nach der Durststrecke, die ich durchlaufen hatte, meine Flügel zu spreiten.

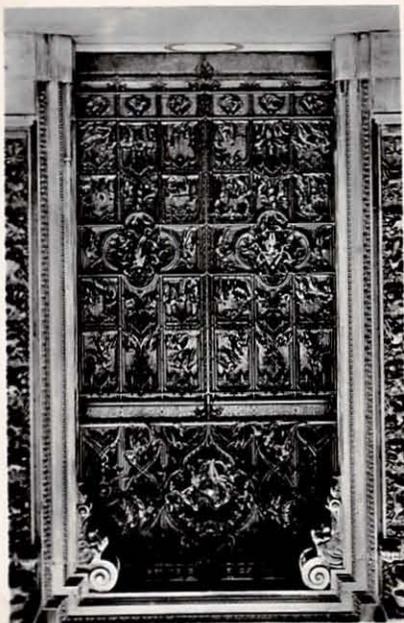
#### Italienreise Mai 1939

Zum erstenmal im Leben planten wir eine gemeinsame Reise nach dem sonnigen Süden. Bisher war ich nicht weiter wie Weyer und Goisern gekommen und Rudi hatte, von der Maturareise nach Budapest abgesehen, nur auf "Kriegsfuß" Zlabings und Verden a.d. Aller kennengelernt. Die 13-tägige Bahnreise nach San Remo kostete RM 160.--, für weitere 50 RM durften wir uns Reiselire mitnehmen. Das sind heute lächerliche Beträge, damals genügten sie, um uns den Himmel zu öffnen.

Als wir in Tarviso die österreichische Grenze passiert hatten, kamen uns italienische Jungen mit Orangengebunden entgegengelaufen. Da es bei uns Mitte Mai noch kein Obst gab, stürzten wir uns mit Vergnügen darauf. Der Zug brachte uns über Verona, an der Südspitze des Gardasees vorbei, den man mehr ahnte als wirklich sah, nach Mailand. Hier war ein zweitägiger Aufenthalt vorgesehen. Leider hat es beständig geregnet. Mit uns gleichzeitig war Herr Ribbentrop in Mailand eingetroffen, zu außenpolitischen Besprechungen mit dem Duce. Die Stimmung war sehr kriegerisch. Der Fremdenführer im Bus, ein Engländer, erzählte mehr vom bevorstehenden Krieg als über die Sehenswürdigkeiten der Stadt. Er war auf Anraten seines Konsulates aus der Levante auf der

MAILAND



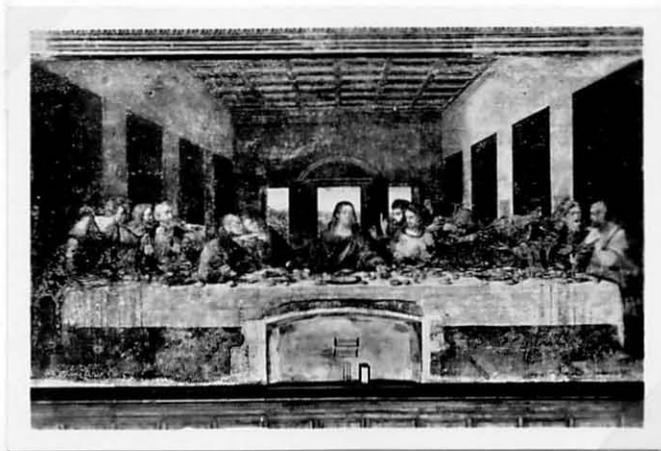


Heimreise begriffen, damit ihn der Krieg nicht im Ausland überrascht und er eventuell interniert würde, wie ihm das im I. Weltkrieg schon passiert war. Wir lachten über seine Ängstlichkeit und waren felsenfest überzeugt, der Führer würde das schon wieder ins rechte Geleis bringen. Vor dem Sudeteneinmarsch hatten wir fast mit einem Krieg gerechnet und es war dann doch nicht dazu gekommen.

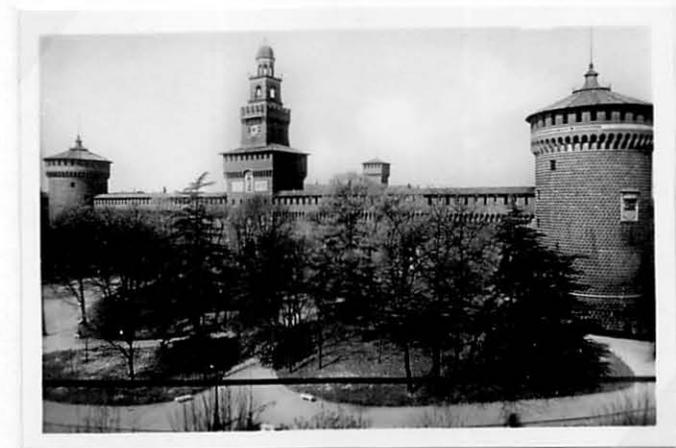
Mailand ist eine wunderschöne, moderne Stadt und lohnt einen zweitägigen Aufenthalt. Schon der Bahnhof, ganz aus Marmor, imponierte mir. Die hohe Vorhalle ist mit einem bunten Glasdach versehen, die sogar bei trübem Wetter Sonnenschein vortäuscht. Abends wird sie von sieben Lustern und etlichen Kandelabern erleuchtet. In der Nähe des Hauptbahnhofes waren ganze Straßenzüge umgelegt, um neuen faschistischen Repräsentationsbauten Platz zu machen. Mussolini baut ein neues Italien auf. Die neuen Gebäude ruhen auf Säulen, die bis zum ersten Stock reichen. In den so von Hitze und Regen geschützten Arkaden flanieren eine unübersehbare Menschenmenge. Die Italiener lebhaft gestikulierend und unter beträchtlichem Stimmaufwand. Die Zeitungsjungen des Corriere della sera und Popolo di Roma schreien die neuesten Nachrichten aus, die Autos veranstalten Hupkonzerte. Es ist eine ohrenbetäubende Kakophonie. Von diesem südlichen Treiben verwirrt, drängt sich unsere kleine Gruppe um den Reiseleiter. Nur ihn nicht aus den Augen verlieren, sonst ist man verloren. Wir meinten die Revolution sei ausgebrochen.

Die Galerie Victoria Emanuele II führt direkt auf den Domplatz, und da steht er, der Dom, das Wunderwerk aus rötlich warm schimmerndem Stein, ganz nur Spitzen und Zacken, ohne Türme. Wie vom Himmel gefallen liegt die Kirche da. Andächtig gehen wir im Innern herum. Fünf herrliche Bronzetore geben Zutritt. Wenn man beim Hauptportal die Füße der heiligen Maria berührt, heiratet man todsicher im folgenden Jahr. Der Fuß ist schon ganz blankgerieben. Ich konnte natürlich nicht widerstehen, solcherart in mein Schicksal einzugreifen.

Ich sah zum erstenmal in meinem Leben <sup>romantische</sup> römische Bauten. Sie erschienen mir erst niedrig, zu simpel. Ziegelbauten konnten mich nicht beeindrucken, ich meinte Marmor müsse es unbedingt sein. Bis mich der Fremdenführer auf die Schönheit der Linien und Details aufmerksam machte. Im Kloster Sta. Maria delle Grazie sahen wir den schönen Kreuzgang und "das heilige Abendmahl" von Leonardo da Vinci. Schade, daß das Werk im Laufe der Zeit gelitten hat und außerdem schlecht beleuchtet ist. Trotzdem, die Farben leuchten von innerem Leben. Von der Christusgestalt geht ein unendlicher Friede aus.







Der nächste Tag sollte uns ans Ziel unserer Reise, nach San Remo bringen. Es war vorgesehen, daß wir das Mittagessen im Zug einnehmen. Ich hatte noch nie im Speisewagen gegessen und war entsprechend beeindruckt. Gerade als der Kellner meinen Teller mit duftenden Spagetthi belud, entdeckte ich draußen die ersten Palmen und Orangenbäume. Die Zitronenbäume blühten und trugen gleichzeitig Früchte, hätte man so etwas geglaubt. Unser Mund war von den begeisterten Ah- und Oh-rufen noch nicht geschlossen, da stellte sich uns auf der anderen Wagenseite das Meer vor. Der erste Anblick traf mich unvorbereitet mitten ins Herz. Man weiß aus der Schule, daß Genua am Mittelmeer liegt und man meint es sich vorstellen zu können, na eben Wasser, lauter Wasser. Ich weiß nicht, wie es die anderen erlebt haben, für mich war es ein ungeheurer Eindruck, den ich nie vergesse. Die Brandung, die Schiffe, alles sah ich zum erstenmal mit eigenen Augen. Man kann sich nicht einmal ein Schiff vorstellen, wenn man noch keines wirklich sah. Ein Bild, keine Beschreibung kann jemals das Meer auch nur annähernd darstellen, es ist unwerfend. Man steht plötzlich am Rande der Welt, am Ende des festen Landes. Es lohnt sich zu leben, dachte ich dankbar, nur um das einmal gesehen zu haben.

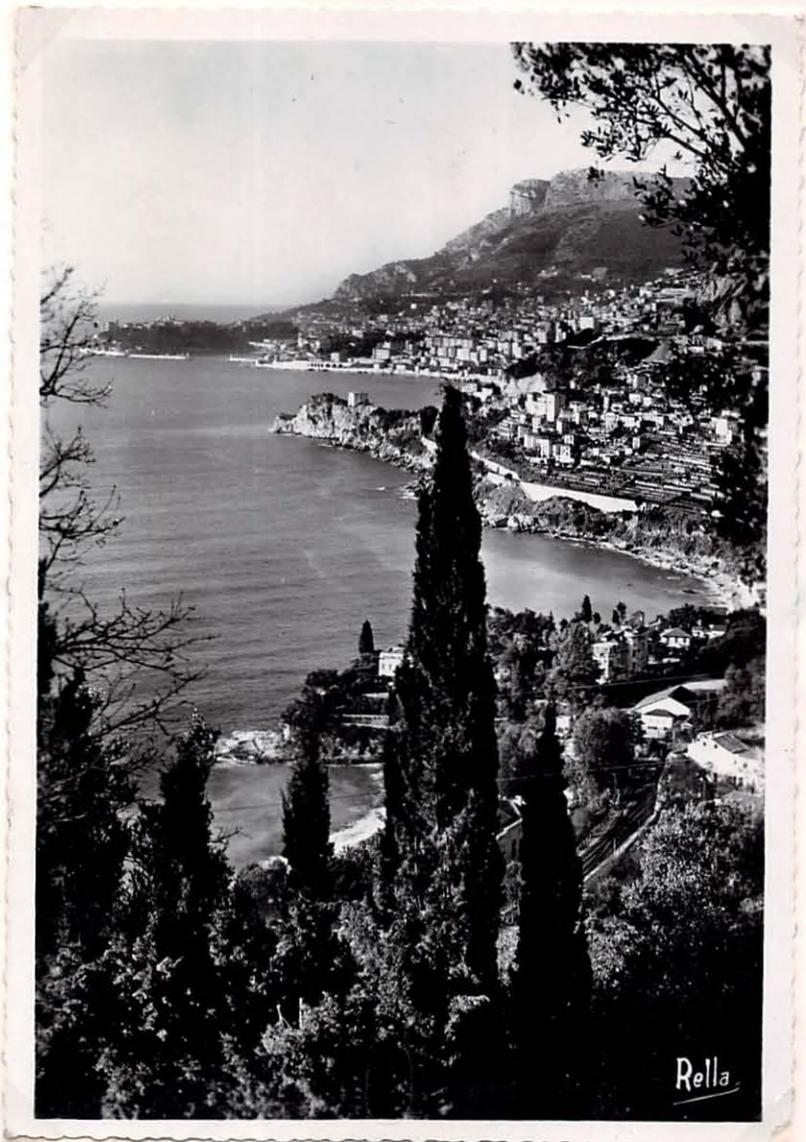
Am Nachmittag langten wir in San Remo ein und bezogen Quartier im Albergo Ratti. Unser Reiseleiter hatte alles so vorzüglich arrangiert und ich musste ihm Schwierigkeiten machen. Schon bei der Abreise und im Zug während der langen Bahnfahrt glaubte ich Grund zur Eifersucht zu haben. Es gab da ein junges Mädchen und Rudi war wie ausgewechselt, ich war für ihn weniger als Luft. Ich kränkte mich sehr und er verdarb mir die große Freude. In San Remo lehnte ich es strikte ab, mit ihm im Doppelzimmer zu schlafen. Da vorerst kein anderer Raum zur Verfügung stand und ich hart blieb, musste Rudi mit dem Badezimmer Vorlieb nehmen. Ich schmollte drei Tage. Als ich ihn dann gnädig aufnahm, mussten wir mein Bett miteinander teilen.

Unser Reiseleiter war ein Schatz. Er kannte jeden Winkel und beherrschte die italienische Sprache perfekt. Mit einem Mietwagen fuhren wir durch die endlosen silbrigen Olivenhaine, durch ein romantisches Tal mit Schluchten und Wasserfällen in das Gebirgsdorf Perinaldo. Ein andermal brachte uns die Seilbahn auf den Monte Fignone, 1299 m. Noch ein anderes mal fuhren wir über die Grande Corniche nach Nizza. Er zeigte uns den größten Teppich der Welt im Hotel Negresco. Den Strand fand ich weniger aufregend. Wie auch in San Remo ist er schmal und steinig und von der Promenade kann einem jeder in die Badehose sehen. Wie verschwenderisch ist die Natur hier.

1439



FUNIVIA SAN REMO - MONTE BIGNONE m. 1299  
Vista della Baia di Villafranca e Alpi Francesi  
Vettura sul percorso S. Romolo Bignone

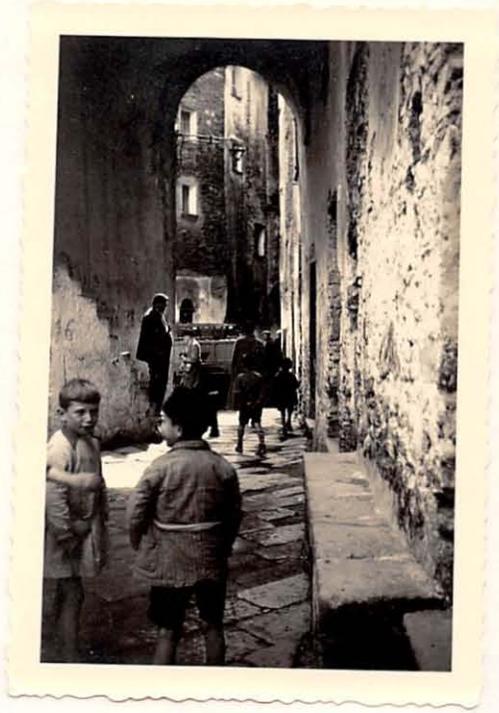


Rella





Perinaldo



Seilbahn auf den  
Monte Pignone



N i z z a



Monte Carlo/ Monaco



Buchstäblich aus jeder Mauerritze wuchsen Blumen, wucherten Kakteen und Agaven. Auf der unteren Corniche, am Meer entlang, ging es dann zurück über Monte Carlo. Vorausschauen und Zurückblicken war gleichermaßen lohnend. Die Küste ist abwechslungsreich, ein Bucht schöner als die andere. In Monaco besuchten wir das Untersee-Aquarium. Was für farbenprächtige Tiefseefische es gibt, da hatte sich der liebe Gott allerhand einfallen lassen. In der geschützten Hafnbucht ankerten einige Boote.

Ins Spielkasino wollte man mich nicht einlassen, weil der Portier meinte, ich sei noch keine 18. Durch Vorweisen des Passes musste ich ihm beweisen, daß ich schon 23 werde, er schüttelte den Kopf. Es war mir eine leichte Genugtuung, daß das Mädchen, mit dem Rudi flirtete, keinen Anstand gehabt hatte, obwohl sie tatsächlich noch unter 18 war. Ich riskierte einen kleinen Einsatz im Roulette und gewann. Um keinen Preis hätte ich weitergespielt, zufrieden drückte ich den Gewinn an meinen Busen, man soll nie übermütig werden.

Auch das Paradies hatte ich nun gesehen, die Gärten von Mortola. Ursprünglich von einem Engländer angelegt, erstrecken sie sich in Terrassen abfallend bis zum Meer. Den größten Eindruck machte mir eine Grapefruit-Laube. Ein großer Baum war ganz mit Rosen überwuchert, sah wie ein Riesen-Rosenstrauch aus. Die herrlichen Koniferen, der betäubende Duft. Wenn das die Mutter einmal hätte sehen können.

Abends war im Albergo Ratti Tanz im Freien. Zwischen hohen Palmen, mit bunten Lichtgirlanden geschmückt, war eine marmorne Tanzfläche eingelassen. Beim ersten Frühstück hatte mich der Ober gefragt was ich zu trinken wünsche. Ich war damals an Cacao gewöhnt. Als mir am nächsten Morgen der Gehilfe irrtümlich Kaffee einschenkte, schalt ihn der Ober furchtbar aus. Meinen schüchternen Einwand, daß dies ja nichts ausmache, ließ er nicht gelten. Ich musste das kriegen was ich wünsche. Hier war ich Königin. Kein Wunder, daß ich schweren Herzens abreiste. Nur die Aussicht auf Venedig milderte den Abschiedsschmerz.

Nach langer Bahnfahrt trafen wir um sechs Uhr früh in der Lagunenstadt ein. Unser Hotel war noch geschlossen und niemand machte Anstalten unseretwegen zu solch nächtlicher Stunde aus den Federn zu kriechen. Wir mussten uns bis 8 Uhr auf eigene Faust vergnügen. Der Reiseleiter brachte uns zum Fischmarkt, wo schon reges Treiben herrschte. Morgennebel spiegelten sich im trüben Wasser, die Kanäle rochen ekelhaft, wir waren übernächtigt und ich konnte an Venedig nichts finden. Als wir aber nach dem Frühstück, gestärkt und mit

VENEDIG











1935



Rudi

Venedig 1939







Rudi









ausgewaschenen Augen im Vaporetto den Canale Grande entlang zum Markusplatz führen, erfüllte mich Staunen und Jubel. Jetzt hatte uns der Zauber dieser Stadt überwältigt. Wer könnte wohl je die richtigen Worte finden, um zu beschreiben was einem bewegt, wenn man als junger Mensch dies alles sieht. San Marco, den Goldschimmer der Innenmosaiken, der Dogenpalast, Campanile, die Tauben, die Gondeln, die Silhouette von Santa Maria della Salute und wieder das Meer vom Lido. Das der vierzehnte Tag in Österreich Feiertag war, beschlossen wir noch einen Tag anzuhängen. So hatten wir drei volle Tage Zeit diese Märchenstadt zu durchstreifen. Von der Rialtobrücke aus durch enge Gäßchen und zahlreiche Brücken suchten wir den Weg zum Colleoni-Denkmal und auf ~~dem~~ anderen Wege zurück zum Markusplatz. Diesen Weg gehe ich immer wieder, sooft ich nach Venedig komme.

Im Zug auf der Heimfahrt saß eine lebhaft Italienerin bei uns im Coupé. Sie ließ nicht nach mich zu überzeugen versuchen, daß ich mir unbedingt die Lippen anstreichen müsse. Auf allgemeines Drängen gab ich nach und ließ sie gewähren. Als sie mir, von ihrem Verschönerungswerk befriedigt, den Spiegel reichte und ich mein Clowngesicht darin sah, war ich ärgerlich, ich meinte sie wollte mich veräppeln. Zornig wischte ich mir das Zeug ab. Nein, das würde ich niemals tun, alle lachten. Damals behauptete ich auch, ich würde niemals etwas anderes als Pullmannkappen tragen, Hüte seien zu albern. Das hat mir Rudi später öfter vorgehalten, wenn ich einen neuen Hut heimbrachte.

Vierzehn Tage Urlaub sind nicht viel, aber man kann ein Leben lang davon zehren.

-oOo-

Nach meiner Rückkehr erzählte Vater, daß Willy inzwischen zum Militär eingezogen worden war. Wir hatten immer damit gerechnet, weil er noch nicht "umgeschult" war.

Der Reiseführer in Milano sollte leider recht behalten. Die politische Situation wurde immer kriegerischer. Premierminister Chamberlain kam zu Besprechungen mit Hitler nach München. Bei der Heldenehrung am Grabmal des unbekannt Soldaten verbeugte sich Chamberlain tief, während die anderen mit dem deutschen Gruß ehrten. Das fiel mir unliebsam auf. Was war an dem Gruß schon deutsch? Um wieviel schöner war doch eine Verbeugung, eine jahrtausendalte Sitte, die jeder verstand. Auch der Duce kam nach München. Angesichts des siegessicheren Auftretens aller waren wir hoffnungsvoll und rechneten mit einem glücklichen Beilegen des Konfliktes.

Hitler verlangte den Zugang zu Ostpreußen und beteuerte dann keine territorialen Ansprüche mehr in "Europa" zu haben. Ich fand eine Wiedervereinigung Ostpreußens mit dem Reich nur recht und billig. Die willkürliche Abtrennung der Ostprovinzen im Versailler Vertrag war ja tatsächlich eine ewig schwärende Wunde.

Scharfe Worte fielen auch täglich gegen Polen, an dessen Grenzen es zu Übergriffen kam und zu Greuelthaten gegen Deutsche. Am 1. September 1939 marschierten deutsche Truppen zum Schutze der Volksdeutschen in Polen ein. England, das mit Polen einen Schutzvertrag hatte, stellte die Forderung auf Zurückziehung der Truppen, widrigenfalls es sich als im "Kriegszustand mit Deutschland" befindlich betrachten müsse.

Am 3. September gingen Rudi und ich über den Sommerhaidenweg spazieren. Aus dem geöffneten Fenster einer Villa drang das "Zeitzeichen im Radio, das Nachrichten ankündigte. Wir blieben stehen und hörten, daß das Ultimatum abgelehnt worden sei. Also Krieg. Krieg mit England! Der Führer sprach und sagte, daß er nun den Waffenrock anziehen und erst wieder ablegen würde, bis der Sieg errungen sei.

Das Schachbrett war aufgestellt, der erste Zug getan. Menschen, die sich nie zuvor gesehen hatten, waren zu gegenseitigen Feinden erklärt worden. Sieg konnte nur durch die Überwindung der Anderen erreicht werden. Es gab keine Wahl, kein Entrinnen, man musste bleiben wo man stand, und kämpfen. Wir waren überzeugt für eine gute Sache zu streiten, nämlich für unser Recht auf Leben und Lebensraum. Was man uns nach dem ersten Weltkrieg gestattet hatte war zu wenig. Hitler sagte: es gehe nicht an, daß sie die Welt in Reiche und Habenichtse aufteilen (und wir immer die Habenichtse bleiben sollen). Für einen Habenichts klingt das vernünftig. Die Anderen empfanden, was wir als uns zustehend betrachteten, die deutschsprachigen Gebiete in Polen und der Tschechoslowakei, die wir durch den Friedensvertrag verloren hatten, sowie Danzig, sie betrachteten es als Zumutung, als Aggression. Was, Lebensraum wollen sie? da muß man sie eben dezimieren, dann brauchen sie weniger Raum.

Ich kannte keinen Engländer persönlich. Aber waren sie nicht schon immer unsere Feinde gewesen? Durch ihre Schuld hatten Lina und ich als Kinder Rachitis. Sie waren die Herren der Welt, stinkreich, auf Kosten anderer Völker.

Wieder schien ihnen Deutschland gefährlich stark geworden. Es würde als nächstes die geraubten Kolonien zurückverlangen. Unverschämt! Keiner gibt gerne etwas zurück. Wäre es nicht wegen dem polnischen Korridor zur Auseinandersetzung gekommen, wäre es der Kolonien wegen passiert. Da benützte man schon lieber Polen als Kampffeld, das brachte noch den Nymbus der Vertragstreue.

Wieder hatte Machtpolitik und Militarismus gesiegt. Diesmal waren keine unbekannteren Vorfahren zum Kampf aufgerufen, sondern mein Bruder Willy. Gottseidank waren die anderen noch Buben. Bis sie wehrpflichtig wurden, war der Krieg längst vorbei. Willy hatte eben Pech, der Krieg verteilt immer die Lose willkürlich.

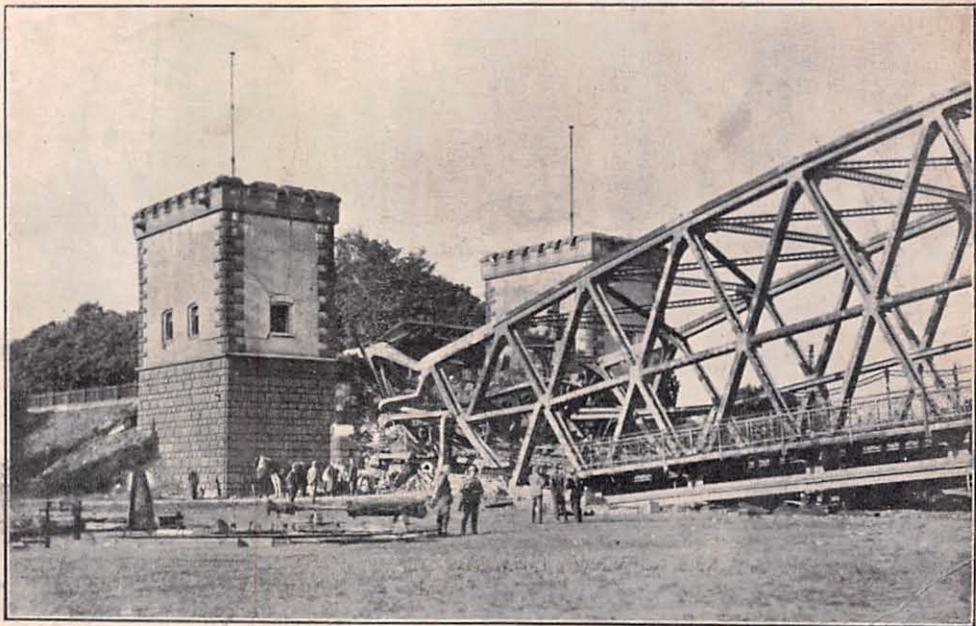
Wie hätte es Mutter das Herz zerrissen, den Erstgeborenen ins Feld ziehen zu lassen. Ihr Bub Soldat? Er war doch noch ein Kind. Selbst wenn der Sohn inzwischen erwachsen war, ihr schien es wie gestern, daß er als Knirps ein Großfeuer im gegenüberliegenden Haus mit seinem Pipi löschen wollte. Sie hatte ihn vom Schrank heruntergeholt, wohin ihn das Ringen nach Luft bei einem Keuchhustenanfall hinaufklettern ließ. Dann saß er oben und traute sich nicht mehr herunter.

Unserer Mutter war das zu erleben erspart geblieben, millionen anderer Mütter nicht.

Ich hatte deutsche Soldaten bisher nur als Freunde kennengelernt. Um Österreich und das Sudetenland war nicht gekämpft worden. Diesmal war es anders, die Polen wehrten sich. Der erste Heeresbericht war ein großer Schock. Unsere Sturzkampfbomber brachen in pausenlosem Einsatz den feindlichen Widerstand. Sechs Tage dauerten die eigentlichen Kampfhandlungen, die nächsten zwölf Tage genügten zur vollständigen Besetzung des Landes. Wieder war Lemberg in unseren Besitz. Wer wünschte sich das? Ein Blitzkrieg war gewonnen. Ich atmete auf. Nun war wieder Friede - so dachte ich.

Die folgenden Seiten sind ein Bericht über unsere Hoffnungen, Enttäuschungen, Niederlage und Umschulung. Unser Gang durch "große Zeiten". Es wird darin nicht von Politik die Rede sein, oder von militärischen Operationen. Es ist kein Emigrantenschicksal, kein Tagebuch einer Verfolgten. Sondern beschreibt unsere Anpassung an geänderte Umstände, unsere innere Wandlung. Das Stumpfwerden gegen Tod, Verderben, allgemeine Verrohung der Sitten, von einem Leben ohne Schönheit.

Es ist ein Bericht von der Heimatfront. Er könnte mit umgekehrten Vorzeichen die Geschichte einer russischen oder englischen Frau und Mutter sein. Dieselben Probleme haben uns bewegt, dieselben Ängste martern uns jetzt. Denn die Menschen haben nichts gelernt.



Fordon

Gesprengte Weichselbrücke

Liebe Dolly!  
Habe deinen Brief am 27. X.  
erhalten in. von Peter habe ich  
ist am 20. X. bekommen ich  
danke Dir wir sind wieder  
150. anders tief ein paar Tage  
die besten Wünsche  
Peter

Fot. L. Ziolkowski, Fordon



An  
Fräulein Dolly  
Lanerning

Wien M7.

Peter Jordanstraße  
Postsammlung Wien 32